



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redaction: Ernst Schuberl in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — „Der Raffe Schatzler“, Gedicht von Georg Weisbach. — Gamsingerer, von Anton Freidberg v. Verfall. — Ein neuer Versuch, von G. Sch. — „Porto Benere“, Gedicht von Hermann Zimmer, geb. v. Sillchen. — „Die Hungerheine“, Roman von Gustav Kraus-Schneidlein (Fortsetzung). — Leben in Tunis, von R. H. Börsing. — Neuheiten der Deutschen Verlage.

Inhalt: — Fünfundzwanzig Jahre Carltheater, von G. Rabner. — Wilhelm Delatiz, v. Nicht!, von R. Vogt. — Anton Rubin-Richs Gedichtes in Stuttgart. — Schach. — Witzel. — Notizen. — Literatur. — Preisanzeigen.
Neuheiten: Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Carltheaters in Wien, 10. Dezember 1897. — Auf dem Gamskuchel, nach dem Gemälde von Wilhelm Simmler. — Porto Benere.

Originalzeichnung von W. Jena Diemer. — Verzierte Vase, nach dem Gemälde von T. v. Marginal. — Leben in Tunis, der Malerinnen von Richard Hugo-Verin. — Wilhelm Delatiz v. Nicht!. — Reliefbildnis Anton Rubin-Richs in Stuttgart, enthält am 30. November, von Theodor Baumh. — Das Jot und Leben: Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Carltheaters in Wien: Die Dichtungen von der Dichterin die zur Dichterin.

Stechlin.

Roman von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

In der Stadt war schon alles still; aber draußen auf der Landstraße kam man an großen und kleinen Trupps von Händlern, Teerschwelern und Glasflühtentent vorüber, die sich einen guten Tag gemacht hatten und nun singend und johlend

nach Hause zogen. Auch Frauensolk war dazwischen und gab allen einen Beigeichmack.

So trabte Dubslav auf den als halber Weg geltenden Rehmiglee zu. Nicht weit davon befand sich ein Kohlenmeiler, Dietrichs-Ofen, und als Martin jetzt nun die nach Süden vorgehobene Seefpige herumbiegen wollte, sah er, daß wer am Wege lag, den Oberkörper unter Gras und Winsen verdeckt, aber die Füße quer über das Fahrgeleise.

Martin hielt an. „Gnädiger Herr, da liegt wer. Ich glaub', es is der alte Turen.“

„Turen, der alte Süffel von Dietrichs-Ofen?“

„Ja, gnäd'ger Herr. Ich will mal sehn, was es mit ihm is.“

Und dabei gab er die Leinen an Dubslav und stieg ab und rüttelte und schüttelte den am Wege Liegenden. „Awer Turen, wat moackst du denn hier? Wenn sehn Moonschähen wieder, wiehst du nu all lapul.“

„Joa, joa,“ sagte der Alte. Aber man sah, daß er ohne rechte Befinnung war.



Das Kropfspieltheater Theater. 1780—1847.

Das Carltheater, eröffnet 10. Dezember 1847.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Carltheaters in Wien, 10. Dezember 1897.

Und nun stieg Dubslaw auch ab, um den ganz Unbedürftigen mit Martin gemeinschaftlich auf den Rückweg zu legen. Und bei dieser Prozedur kam der Trunkene einigermaßen wieder zu sich und sagte: „Nei, nei, Martin, nich doo; pak mi lewer dönn upp'n Bock.“

Und wirklich, sie hoben ihn da hinauf, und da sah er nun auch ganz still und sagte nichts. Denn er schämte sich vor dem gnädigen Herrn.

Endlich aber nahm dieser wieder das Wort und sagte: „Nu sage mal, Turen, kannst du denn von dem Brantwein nich lassen? Legt dich da hin; is ja schon Nachtfrost. Noch 'ne Stunde, dann warst du dod. Waren sie denn alle so?“

„Mehrschtenbeils.“

„Und da habt ihr denn für den Ragenstein gestimmt.“

„Nei, gnäd'ger Herr, vör Ragenstein nich.“

Und nun schwieg er wieder, während er vorn auf dem Bock un sicher hin und her schwankte.

„Na, man 'raus mit der Sprache. Du weißt ja, ich reiß' keinen den Kopp ab. Is auch alles egal. Also für Ragenstein nich. Na, für wen denn?“

„Vör Torgelow'n.“

Dubslaw lachte. „Für Torgelow, den auch die Berliner hergeschickt haben. Hat er denn schon was für euch gethan?“

„Nei, noch nich.“

„Na, warum denn?“

„Joa, se seggen joa, he will nu wat för uns duhn un is oof so sühr für de armen Lüd. Un denn kriegen wi joa'n Stück Tüffelend. Un se seggen oof, he is klöger, as de annern sijn.“

„Wird wohl. Aber er is doch noch lange nich so klug, wie ihr dumme seid. Habt ihr denn schon gehungert?“

„Nei, dat grad nich.“

„Na, das kann auch noch kommen.“

„Ach, gnäd'ger Herr, dat wühd joa woll nich.“

„Na, wer weiß, Turen. Aber hier is Dietrich's Ofen. Nu steigt man ab und seht Euch vor, daß Ihr nicht fällt, wenn die Pferde anruden. Und hier halt Ihr was. Aber nich mehr für heut. Für heut habt Ihr genug. Und nu macht, daß Ihr zu Bett kommt und träumt von 'Tüffelend'.“

XXI.

Woldemar erfuhr am andern Morgen aus Zeitungs-telegrammen, daß der sozialdemokratische Kandidat, Feilenbauer Torgelow, im Wahlkreis Rheinsberg-Wag gesiegt habe. Bald darauf traf auch ein Brief von Lorenzen ein, der zunächst die Telegramme bestätigte und am Schluß hinzusetzte, daß Dubslaw eigentlich herzlich froh über den Ausgang sei. Woldemar war es auch. Er ging davon aus, daß sein Vater wohl das Zeug habe, bei Dressel oder Borchardt mit viel gutem Menschenverstand und noch mehr Eulenspiegelerei seine Meinung über allerhand politische Dinge zum besten zu geben; aber im Reichstage sach- und sachgemäß sprechen, das konnt' er nicht und wolt' er auch nicht. Woldemar war so durchdrungen davon, daß er über die Vorstellung einer Niederlage, dran er als Sohn des Alten immerhin wie beteiligt war, verhältnismäßig rasch hinwegkam, vries es aber doch, um eben diese Zeit mit einem Kommando nach Ostpreußen hin betraut zu werden, das ihn auf ein paar Wochen von Berlin fernhielt. Kam er dann zurück, so waren Anfragen in dieser Wahlangelegenheit nicht mehr zu befürchten, am wenigsten innerhalb seines Regiments, in dem man sich von ein paar Intimisten abgeben, eigentlich schon jetzt über den unliebsamen Zwischenfall auschwieg.

Und in Schweigen hüllte man sich auch am Kronprinzzen-Ifser, als Woldemar hier am Abend vor seiner Abreise noch einmal vorsprach, um sich bei der grälligen Familie zu verabschieden. Es wurde nur ganz obenhin von einem abermaligen Siege der Sozialdemokratie gesprochen, ein absichtlich flüchtiges Berühren, das nicht auffiel, weil sich das Gespräch sehr bald um Mez und Gzato zu drehen begann, die, seit lange dazu aufgefordert, gerade den Tag vorher ihren ersten Besuch im Barbyschen Hause gemacht und besonders bei dem alten Grafen viel Entgegenkommen gefunden hatten. Auch Melusine hatte sich durch den Besuch der Freunde durchaus zufriedengestellt gesehen, trotzdem ihr nicht entgangen war, was, nach freilich entgegengesetzten Seiten hin, die Schwäche beider ausmachte.

„Wobon der eine zu wenig hat,“ sagte sie, „davon hat der andre zu viel.“

„D, ganz unvertennbar.“

„D, ganz unvertennbar. Es traf sich, daß im selben Augenblicke, wo die Herren Platz nahmen, drüben die Glocken der Gnadenkirche geläutet wurden, was denn — man ist bei solchen ersten Besuchen immer dankbar, an irgend was anzuknüpfen zu können — unser Gespräch sofort aufs Kirchliche hinüberlenkte. Da legitimierten sich dann beide. Hauptmann Gzato, weil er ahnen mochte, was sein Freund in nächster Minute sagen würde, gab sofort deutliche Zeichen von Ungeduld, während Herr von Mez nicht nur von dem „Gruß der Zeiten“ zu sprechen anfang, sondern von dem Bau neuer Kirchen auch einen allgemeinen und noch bevorstehenden Umstimmung erwartete. Was mich natürlich erheiterte.“

Woldemars Kommando nach Ostpreußen war bis auf Anfang November berechnet, und mehr als einmal sprachen im Verlaufe dieser Zeit Mez und Gzato bei den Barbys vor. Freilich immer nur einzeln. Verabredungen zu gemeinschaftlichen Besuchen waren zwar mehrfach eingeleitet worden, aber jedesmal erfolglos, und erst zwei Tage vor Woldemars Rückkehr fügte es sich, daß sich die beiden Freunde bei den Barbys trafen. Es war ein ganz besonders gelungener Abend, da neben der Baronin Berchtoldsgen und Dr. Wershowitz auch ein alter Malerprofessor (eine neue Bekanntschaft des Hauses) zugegen war, was eine sehr belebte Konversation herbeigeführt hatte. Besonders der neben seinen andern Apathien auch durch langes weißes Haar und große Leuchte-Augen ausgezeichnete Professor hatte, geträgt auf einen unentwegten Peter Cornelius-Enthusiasmus, alles hinzureißen gewußt. „Ich bin glücklich, noch die Tage dieses großen und einzig dastehenden Künstlers gesehen zu haben. Sie kennen seine Kartons, die mir das Bedeutendste scheinen, was wir überhaupt hier haben. Auf dem einen Karton steht im Vordergrund ein Tubabläser und legt das Horn an den Mund, um zu Gerichte zu rufen. Diese eine Gestalt balanciert fünf Kunstausstellungen, will also sagen netto 15000 Bilder. Und eben diese Kartons, samt dem Bläser zum Gerichte, die wollen sie jetzt fortzuschaffen und fagen in naiver Offronterie, solch schwarzes Zeug mit Kohlenstrichen dürte überhaupt nicht so viel Raum einnehmen. Ich aber sage Ihnen, meine Herrschaften, ein Kohlenstrich von Cornelius ist mehr wert als alle modernen Paletten zusammen genommen, und die Tuba, die dieser Tubabläser da an den Mund legt — verzeihen Sie mir altem Jüngling diesen Kalauer —, diese Tuba wiegt alle Tuben auf, aus denen sie jetzt ihre Farben herausdrücken. Belläufig auch eine miserable Neuerung. Zu meiner Zeit gab es noch Beutel, und diese Beutel aus Schweinsblate waren viel besser. Ein wahres Glück, daß König Friedrich Wilhelm IV. diese jetzt etablierte Niedergangsepode nicht mehr erlebt hat, diese Zeit des Abfalls, so recht eigentlich eine Zeit der apokalyptischen Reiter. Bloß zu den dreien, die der große Meister uns da geschaffen hat, ist heutzutage noch ein vierter Reiter gekommen, ein Nüchling von Reid und Ungeschmack. Und dieser vierte sichtet am stärksten.“

„Alles nicht, selbst die, die nicht ganz so dachten, denn der Alte mit seinem Anostelkopfe hatte ganz wie ein Prophet gesprochen. Nur Melusine blieb in einer stillen Opposition und flüsterete der Baronin zu: „Tubabläser. Mir persönlich ist das Völkische Meerweib lieber. Ich bin freilich Partei.“

Die Abende bei den Barbys schlossen immer zu früherer Stunde. So war es auch heute wieder. Es schlug eben erst zehn, als Mez und Gzato auf die Straße hinausstraten und drüben an dem langgestreckten Ifser Tausende von Lichtern vor sich hatten, von denen die vordersten sich im Wasser spiegelten.

„Ich möchte wohl noch einen Spaziergang machen,“ sagte Gzato. „Was meinen Sie, Mez? Sind Sie mit dabei? Wir gehen hier am Ifser entlang, an den Felten vorbei bis Belleme, und da steigen wir in die Stadtbahn und fahren zurück, Sie bis an die Friedrichstraße, ich bis an den Alexanderplatz. Da ist jeder von uns in drei Minuten zu Haus.“

Mez war einverstanden. „Ein wahres Glück,“ sagte er, „daß wir uns endlich mal getroffen haben. Seit fast drei Wochen kennen wir nun das Hans und haben noch keine Aussprache darüber gehabt. Und das ist doch immer die Hauptsache. Für Sie gewiß.“

„Ja, Mez, das, für Sie gewiß,“ das sagte Sie so spöttlich und überheblich, weil Sie glauben, klatschen sei was Inferiores und für mich gerade gut, für Sie aber nicht vornehm genug. Aber da machen Sie meiner Meinung nach einen doppelten Fehler. Denn erstlich ist klatschen überhaupt nicht inferior, und zweitens klatschen Sie gerade so gern wie ich und vielleicht noch ein bißchen lieber. Sie bleiben nur immer etwas steifer dabei, lehnen meine Freivolitäten zunächst ab, warten aber eigentlich darauf. Im übrigen denk' ich, wir lassen alles auf sich beruhen und sprechen lieber von was andern. Ich finde, wir können unserm Freunde Stechlin nicht dankbar genug dafür sein, uns mit einem so lebenswürdigen Hause bekannt gemacht zu haben. Den Wershowitz und den alten Malerprofessor, der von dem Engel des Gerichts nicht loskam, — nun die beiden schein' ich Ihnen (ich denke mir, der Maler wird wohl nach Ihrem Geschmack sein), aber die andern, die man da trifft, wie reizend alle, wie natürlich. Obenan dieser Frommel, dieser Hofprediger, der mir am Theatral fast noch besser gefällt als auf der Kanzel. Und dann diese bayrische Baronin. Es ist doch merkwürdig, daß die Süddeutschen uns im Gesellschaftlichen immer um einen guten Schritt voraus sind, nicht von Bildung, aber von glücklicher Natur wegen. Und diese glückliche Natur, das ist doch die wahre Bildung.“

„Ach Gzato, Sie überhäufen das. Es ist ja richtig, wenn sie da so die Büchel aus dem großen Kessel herausholen und irgend eine Toni oder Toni mit dem Nachtrag kommt, so sieht das nach was aus, und wir kommen uns wie verhungerte Schulmeister daneben vor. Aber eigentlich ist das, was wir haben, doch das Höhere.“

„Gut! bewahre. Alles, was mit Grammatik und Gramen zusammenhängt, ist nie das Höhere. Waren die Patriarchen examiniert, oder Moses oder Christus? Die Pharisäer waren examiniert. Und da sehen Sie, was dabei heranstammt. Aber, um mehr in der Nähe zu bleiben, nehmen Sie den alten Grafen. Er war freilich Vorstandsrat, und das klingt ein bißchen nach was; aber eigentlich ist er doch auch bloß ein unergaminierter Naturmensch, und das gerade giebt ihm seinen Charme. Belläufig, finden Sie nicht auch, daß er dem alten Stechlin ähnlich sieht?“

„Ja, äußerlich.“

„Auch innerlich. Natürlich 'ne andre Nummer, aber doch derselbe Joirn. — Bardon für den etwas abgehäpften Verolismismus. Und wenn Sie vielleicht an Bollitt gedacht haben, auch da ist wenig Unterchied. Der alte Graf ist lange nicht so liberal und der alte Dubslaw lange nicht so jückerlich, wie's aussieht. Dieser Barbys, dessen Familie, glaub' ich, vor dem zu den Reichsummittelbaren gehörte, dem steckt noch so was von Gottesgnadenhaft' in den Knochen, und das giebt dann die bekannte Sorte von Vornehmheit, die sich den Liberalismus glaubig gönnen zu können. Und der alte Dubslaw, nun, der hat dafür das im Leibe, was die richtigen Junker alle haben: ein Stück Sozialdemokratie. Wenn sie gereizt werden, bekennen sie sich selber dazu.“

„Sie verkommen das, Gzato. Das alles ist ja bloß Spielerei.“

„Ja, was heißt Spielerei? Spielen. Wir haben schöne alte Fißelverle, die vor der Gefährlichkeit des Mit-dem-Feuerspiels warten. Aber lassen wir Dubslaw und den alten Barbys. Wichtiger sind doch zuletzt immer die Damen, die Gräfin und die Comtesse. Welche wird es? Ich glaube, wir haben schon mal darüber gesprochen, damals, als wir von Kloster Buz her über den Kremmerdamm ritten. Viel Vertrauen zu Freund Woldemars richtigem Frauenverständnis hab' ich eigentlich nicht, aber ich sage trotzdem: Melusine.“

„Und ich sage: Armgard. Und Sie fagen es eigentlich auch.“

Es war zwei Tage vor Woldemars Rückkehr aus Ostpreußen, daß Mez und Gzato dies Biergarten-gespräch führten. Eine halbe Stunde später fuhren

sie, wie verabredet, vom Bellevuebahnhof aus wieder in die Stadt zurück. Ueberall war noch ein reges Leben und Treiben, und Leben war denn auch in dem aus bloß drei Zimmern verschiedener Größe sich zusammensetzenden Kasino der Gardebrigade. In dem zunächst am Fluß gelegenen großen Speisesaal, von dessen Wänden die früheren Kommandeure des Regiments, Prinzen und Nichtprinzen, herniederblickten, sah man nur wenig Gäste. Daneben aber lag ein Wohnzimmer, das mehr Ansehen und mehr flotte Bewegung hatte. Hier, über dem schön gestellten Kamin, drin ein kleines Feuer flackerte, hing seit kurzem das Bildnis des „hohen Chefs“ des Regiments, der Königin von England, und in der Nähe eben dieses Bildes ein ruhmreiches Erinnerungsgemälde aus dem sechszehnjährigen und sechzigjährigen Kriege: die Trompete, darauf derselbe Mann (Stabsstrompeter Wollhaupt) erst am dritten Juli auf der Höhe von Uva und dann am sechzehnten August bei Mars la Tour das Regiment zur Attacke gerufen hatte, bis er an der Seite seines Obersten fiel; der Oberst mit ihm.

Dieses Wohnzimmer war, wie gewöhnlich, auch heute der bevorzugte kleine Raum, drin sich jüngere und ältere Offiziere zu Spiel und Klauerei zusammengesunden hatten, unter ihnen die Herren von Wolfshagen, von Herbstfelde, von Wohlgenuth, von Grumbach, von Nalpe.

„Weiß der Himmel,“ sagte Nalpe, „wir kommen aus den Afordnungen auch gar nicht mehr heraus. Wir haben freilich drei Sendens im Regiment, aber es sind der Selbstbestimmten doch fast zu viel. Und diesmal nun auch unser Stechlin dabei. Was wird er sagen, wenn er oben in Ostpreußen von der ihm zugedachten Ehre hört. Er wird vielleicht sehr gemüthliche Gefühle haben. Uebermorgen ist er von Trakenen wieder da, mutmaßlich bei dem scheinlichen Wetter schlecht ajustiert, und dann Hals über Kopf und in großem Trara nach London. Und London ginge noch. Aber auch nach Windsor. Alles, wenn es sich um die handelt, will doch seine Zeit haben, und gerade die Vetteren drüben sehen einem sehr auf die Finger.“

„Ach sie sehr,“ sagte Herbstfelde. „Wir sehen auch. Und Stechlin ist nicht der Mann, sich über derlei Dinge graue Haare wachsen zu lassen. Ich glaube, daß ihn was ganz andres geniert. Es ist doch immerhin was, daß er da mit nach England hinüber soll, und einer solchen Auszeichnung entspricht selbstverständlich eine Nichtanzzeichnung andrer. Das paßt nicht jedem, und nach dem Wilde, das ich mir von unsem Stechlin mache, gehört er zu diesen. Er sieht nicht gern unter der Devise „nur über Leichen“, das vielmehr umgekehrt den Zug, sich in die zweite Linie zu stellen. Und nun sieht es aus, als wär' er ein Streber.“

„Stimmt nicht,“ sagte Nalpe. „Für so verrannt kann ich keinen von uns halten. Stechlin sitzt da oben in Ostpreußen und kann doch unmöglich in seinen Mußestunden hieher intrigieren und einen etwaigen Mord aus dem Sattel geworfen haben. Und unser Oberst! Der ist doch auch nicht der Mann dazu, sich irgend wen aufreden zu lassen. Der kennt seine Pappentseimer. Und wenn er sich den Stechlin ansieht, dann weiß er, warum. Uebrigens, Dienst ist Dienst; man geht nicht, weil man will, sondern weil man muß. Spricht er denn englisch?“

„Ich glaube nicht,“ sagte von Grumbach. „Soviel ich weiß, hat er vor kurzem damit angefangen, aber natürlich nicht wegen dieser Mission, die ja wie vom blauen Himmel auf ihn niederfällt, sondern der Barbys wegen, die beinahe zwanzig Jahre in England waren und halb englisch sind. Im übrigen hab' ich mir sagen lassen, es geht drüben auch ohne die Sprache. Herbstfelde, Sie waren ja voriges Jahr da. Mit gutem Deutsch und schlechtem Französisch kommt man überall durch.“

„Ja,“ sagte Herbstfelde. „Woh ein bißchen Landesprache muß doch noch dazu kommen. In dessen, es giebt ja keine Bademeckens, und da muß man dann eben nachschlagen, bis man's hat. Sonst sind hundert Vokabeln genug. Als ich noch zu Hause war, hatten wir da ganz in unserer Nachbarschaft einen verdrehten alten Herrn, der — eh! ihn die Gicht unterkriegt — sich in der ganzen Welt herumgetrieben und nach seinem eignen Zeugnis mit hundert Vokabeln beholfen hatte. Natürlich war er auch in Südrussland gewesen und hatte sich da vor einem

Vonentlasten ohne jede Spur von Russisch mit einem alten Popen berart angefreundet, daß er seitdem ein Amendement begünstigte, das lautete: „Ja, hundert Vokabeln. Aber bei 'nem Popen bloß fünfzig.“ Und das muß ich sagen, ich habe das mit den hundert in England durchaus beschäftigt gefunden. „Mary, please, a jug of hot water.“ so viel muß man weghaben, sonst stirbt man da. Denn der Natur-Engländer weiß gar nichts.“

„Wie lange waren Sie denn eigentlich drüben, Herbstfelde?“

„Drei Wochen. Aber die Reisetage mitgerechnet.“

„Und sind Sie so ziemlich auf Ihre Kosten gekommen? Einbiß ins Volksleben, Parlament, Oxford, Cambridge, Gladstone...“

Herbstfelde nickte.

„Und wenn Sie nun so alles zusammennehmen, was hat da so den meisten Eindruck auf Sie gemacht? Architektur, Kunst, Leben, die Schiffe, die großen Brücken? Die Straßenzugänge, wenn man in einem Cab vorüberfährt, sollen immer Nad neben einem her schlagen, und die Dienstmädchen, was noch wichtiger ist, sollen sehr hübsch sein, kleine Hauben und Täuschelbüsche.“

„Ja, Nalpe, da treffen Sie's. Und ist eigentlich auch das Interessanteste. Denn sogenannte Meisterwerke giebt es jetzt überall, von Kirchen und dergleichen gar nicht zu reden. Und Schiffe haben wir ja jetzt auch und auch ein Parlament. Und manche sagen, müses sei noch besser. Aber das Volk. Sehen Sie, da steht es. Das Volk ist alles.“

„Na, natürlich Volk. Oberflächig überall dasselbe. Was da los ist, wissen wir.“

„Und eigentlich hab' ich die ganzen drei Wochen auf 'nem Omnibus gelesen und bin abends in die Matrosenkeiben an der Themse gegangen. Ein bißchen gefährlich; man hat da seinen Messer sich weg, man weiß nicht, wie, ganz wie in Italien. Woß in Italien giebt es vorher doch immer noch ein Viebeshörhältnis, was in Old-Wapping — so heißt nämlich der Stadtteil an der Themse — nicht mal nötig ist. Und dann, wenn ich zu Hause war, sprach ich natürlich mit Mary. Viel war es freilich nicht. Denn die hundert Vokabeln, die dazu nötig sind, die hatte ich damals noch nicht voll.“

„Na, 's ging aber doch?“

„So leidlich. Und dabei hatt' ich mal 'ne Scene, die war eigentlich das Höchste. Meine Wohnung befand sich eine Treppe hoch in einer kleinen stillen Querstraße von Oxford-Street. Und Mary war gerade bei mir. Und in dem Augenblicke, wo ich mich mit dem häßlichen Kinde zu verständigem suchte...“

„Worüber?“

„In demselben Augenblicke sieht ein Chinese grinsend in mein Fenster hinein, so daß er eigentlich eine Ohrfeige verdient hätte.“

„Wie war denn das aber möglich?“

„Ja, das ist ja eben das, was ich das Londoner Volksleben nenne. Alles mögliche, wovon wir hier gar keine Vorstellung haben, vollzieht sich da mitten auf dem Straßendam. Und so waren denn auch an jenem Tage zwei Chinesen, ihres Zeichens Akrobaten, in die Querstraße von Oxford-Street gekommen, und der eine, ein dicker starker Kerl, hatte einen Gurt um den Leib, und in seiner Gurtöse steckte 'ne Stange, auf die der zweite Chinese hinaufkletterte. Und wie er da oben war, war er gerade in Höhe meiner Veltage und sah hinein, als ich mich eben bemühte, mich Mary klar zu machen.“

„Ja, Herbstfelde, das war ein Pech, und wenn Sie wieder drüben sind, müssen Sie natürlich nach hinten hinaus wohnen oder höher. Aber interessant ist es doch. Und ich bezweifle nur, daß Stechlin in eine gleiche Lage kommen wird.“

„Gewiß nicht. Daran hindern ihn seine Moralitäten.“

„Und noch mehr die Barbys.“

XXII.

Woldemar, von der ihm bevorstehenden Auszeichnung unterrichtet, kürzte seinen Aufenthalt in Ostpreußen um vierundzwanzig Stunden ab, hatte trotzdem aber, nach seinem Wiederentreffen in Berlin, nur noch zwei Tage zur Verfügung. Das war wenig. Denn außer allerlei zu treffenden Reisevorbereitungen lag ihm auch noch ob, verschiedene Besuche zu machen, so bei den Barbys, bei denen

er sich für den letzten Abend schon brieflich angemeldet hatte.

Dieser Abend war nun da. Die Koffer standen gepackt um ihn her, er selber aber lehnte sich ziemlich abgepaunt, in seinen Schaufelstuhl zurück, nochmals überschlagend, ob auch nichts vergessen sei. Zuletzt sagte er sich: „Was nun noch fehlt, fehlt; ich kann nicht mehr.“ Und dabei sah er nach der Uhr. Bis zu seinem am Kronprinzenur angelegten Besuche war noch fast eine Stunde. Die wollt' er ausnützen und sich vorher nach Möglichkeit ruhn. Aber er kam nicht dazu. Sein Burjche trat ein und meldete: „Dauphtmann von Czako.“

„Ah, sehr willkommen.“

Und Woldemar, so wenig gelegen ihm Czako kam, sprang doch auf und reichte dem Freunde die Hand. „Sie kommen, um mir zu meiner englischen Reise zu gratulieren. Und wiewohl es so so damit sieht, Ihnen, glaub' ich's, daß Sie's endlich meinen. Sie gehören zu den paar Menschen, die keinen Reid kennen.“

„Na, lassen wir das Thema lieber. Ich bin dessen nicht so ganz sicher; mancher sieht besser aus, als er ist. Aber natürlich komm' ich, um Ihnen wohl oder übel meine Glückwünsche zu bringen und meinen Reisetage dazu. Donnerwetter, Stechlin, wo will das noch mit Ihnen hinaus! Sie werden natürlich Londoner Militärratshof, sagen wir in einem halben Jahr, und in ebenjoviel Zeit haben Sie sich drüben sportlich eingelebt und etablieren sich als Sieger in einem Steeple Chase, voransgelegt, daß es so was noch giebt (ich glaube nämlich, man nennt es jetzt alles ganz anders). Und vierzehn Tage nach Ihrem ersten großen Sportstiege verloben Sie sich mit Ruth Russell oder mit Geraldine Cavendish, haben den Bedford- oder den Devonshire-Verzog als Rückendeckung und gehen als Generalgouverneur nach Mittelafrika, links die Zwerge, rechts die Menschenfreier. Emin soll ja doch eigentlich aufgefressen sein.“

„Czako, Sie machen sich's zu nuge, daß die Mittagsstunde glücklich vorüber ist, sonst könnten Sie's kaum beantworten. Aber rücken Sie sich einen Sessel 'ran, und hier sind Zigaretten. Oder lieber Zigarre?“

„Nein, Zigaretten... Ja, sehen Sie, Stechlin, solche Mission oder wenn auch nur ein Bruchteil davon...“

„Sagen wir Anhängsel.“

„... Solche Mission ist gerade das, was ich mir all mein Leben gewünscht habe. Bloß Erhöhung kam nicht geschritten. Und doch ist gerade in unsem Regiment immer was los. Immer ist wer auf dem Wege nach Petersburg. Aber weiß der Teufel, trotz der vielen Schikerei, meine Neugier ist noch nicht 'ran gekommen. Ich denke mir, es liegt an meinem Namen. Hier hat er ja auch schon einen Beigeham, einen Stütz ins Kronische, aber das Slavische drin giebt ihm ein bißchen was Apartes, während es in Petersburg wahrcheinlich heißen würde: Czako, was soll das? Was soll Czako? Dergleichen haben wir hier echter und besser. Ja, ich gehe noch weiter und bin nicht einmal sicher, ob man da drüben in der Wahl eines Czako nicht vielleicht einen Wig oder versteckten Affront wittert. Aber wie dem auch sei, Winterpalais und Krenl sind mir verschlossen. Und nun gehen Sie nach London und sogar nach Windsor. Und Windsor ist doch nun mal das denkbar Feinste. Rußland, wenn Sie mir solche Frühstücksvergleiche gestatten wollen, hat immer was von Akradan, England immer was von Goldhester. Und ich glaube, Goldhester steht höher. In meinen Augen gewiß. Ach, Stechlin, Sie sind ein Glückspilz, ein Wort, das Sie meiner erregten Stimmung zu gute halten müssen. Ich werde wohl an der Majorssee schielern, wegen verschiedener Manfos. Aber sehr Sie, daß ich das einsehe, das könnte das Schicksal doch auch wieder mit mir verfahren.“

„Czako, Sie sind der beste Kerl von der Welt. Es ist eigentlich schade, daß wir solche Leute wie Sie nicht bei unsem Regiment haben. Oder wenigstens nicht genug. Fein! ist ja ganz gut, aber es muß doch auch mal ein Donnerwetter draußig fahren, ein Unisimus, eine Posheit; sie braucht ja nicht gleich einen Stütz zu haben. Uebrigens, was die Patentheit angeht, so fühl' ich deutlich,



Auf dem Gamswehld. Nach der Skizze von Wilhelm Simuler.

daß ich auch nur so gerade noch passiere. Nehmen Sie beispielsweise bloß das Sprachliche. Wer heutzutage nicht drei Sprachen spricht, gehört in die Erde...
 „Sag' ich mir auch. Und ich habe deshalb auch mit dem Russischen angefangen. Und wenn ich dann so dabei bin und über meine Fortschritte beinahe erstaune, dann berappte ich mich momentan wieder und sage mir: 'Courage gewonnen, alles gewonnen.' Und dabei laß' ich dann zu meinem weitem Trost all meine preussischen Soldaten zu Fuß und zu Pferde an mir vorbeiziehen, immer mit dem Gefühl einer gewissen wissenschaftlichen und mitunter auch moralischen Ueberlegenheit. Da ist zuerst der Derfflinger. Nun, der soll ein Schneider gewesen sein. Dann kam Blücher, — der war einfach ein 'Jew'er. Und dann kam Wrangel und trieb sein verwegenes Spiel mit mir und mich.'“

„Bravo, Gasto. Das ist die Sprache, die Sie sprechen müssen. Und Sie werden auch nicht an der Majorseide scheitern. Eigentlich läuft doch alles bloß darauf hinaus, wie hoch man sich selber einschätzt. Das ist freilich eine Kunst, die nicht jeder versteht. Das Wort vom alten Fritz: 'Denk' Er nur immer, daß Er hunderttausend Mann hinter sich hat,' dies Trostwort ist manchem von uns ein bißchen verloren gegangen, trotz unserer Siege. Oder vielleicht auch eben deshalb. Siege produzieren unter Umständen auch Bescheidenheit.“
 „Jedenfalls haben Sie, lieber Stechlin, zu viel davon. Aber wenn Sie erst Ihre Auh haben...“
 „Ach Gasto, kommen Sie mir nicht immer mit 'Auh'. Oder eigentlich, seien Sie doch bedankt dafür. Denn dieser weibliche Name mahnt mich, daß ich mich für heut' abend am Kronprinzener angemeldet habe, bei den Barbys, wo's, wie Sie wissen, freilich keine Auh giebt, aber dafür eine 'Melusine', was fast noch mehr ist.“

„Verteilt sich, Melusine is mehr. Alles, was aus dem Wasser kommt, ist mehr. Venus kam aus dem Wasser, ebenso Hero... Nein, nein, entschuldigen Sie, es war Leander.“
 „Gyal. Lassen Sie's, wie's ist. Solche verwechselte Schillerstelle thut einem immer wohl. Uebrigens können Sie mich in meinem Coupé begleiten; vom Kronprinzener aus haben Sie knapp noch halben Weg bis in Ihre Kaserne.“

Das Coupé hat seine Schuldigkeit, und es schlug eben erst acht, als Woldemar vor dem Barbyschen Hause hielt und, sich von Gasto verabschiedend, die Treppe hinauf stieg. Er fand nur die Familie vor, was ihm sehr lieb war, weil er kein allgemeines Gespräch führen, sondern sich lediglich für seine Reise Rats erholen wollte. Der alte Graf kannte London besser als Berlin, und auch Melusine war schon über sechs, als man, bald nach dem Tode der Mutter, England verlassen und sich auf die Graubündner Güter zurückgezogen hatte. Darüber waren nun wieder nah' an anderthalb Jahrzehnte vergangen, aber Vater und Töchter hingen nach wie vor an Hofepate und dem schönen Hause, das sie da bewohnt hatten, und gedachten dankbar der in London verlebten Tage. Selbst Armgard sprach gern von dem Wenigen, dessen sie sich noch aus ihrer frühen Kindheit her erinnerte.

„Wie glücklich bin ich,“ sagte Woldemar, „Sie allein zu finden! Das klingt freilich sehr selbstisch, aber ich bin doch vielleicht entschuldigt. Wenn Besuch da wäre, nehmen wir beispielsweise Wrschowitz, und ich ließe mich hinführen von der Prinzessin von Wales und in natürlicher Konsequenz von ihren zwei Schwestern Dagmar und Thyra zu sprechen, so hätt' ich vielleicht wegen Dänenfreundlichkeit heut' abend noch ein Duell auszufechten. Was mir doch unbedeutend wäre. Besser ist besser.“

Der alte Barbj nickte vergnüglich.
 „Ja, Herr Graf,“ fuhr Woldemar fort, „ich komme, mich von Ihnen und den Damen zu verabschieden, aber ich komme vor allem auch, um mich in zwölfter Stunde noch nach Möglichkeit zu informieren. In dem Augenblick, wo der gänzlich ignorante Kandidatus in seinen Frack fährt, quadt er — so was soll vorkommen — noch einmal ins Corpus juris und liest, sagen wir zehn Zeilen, und gerad' über diese wird er nachher gefragt und sieht sich gerettet. Dergleichen könnte mir doch auch vorbehalten sein. Sie waren lange

drüben und die Damen ebenso. Auf was muß ich achten, was vermeiden, was thun? Vor allem, was muß ich sehn und was nicht sehn? Das legtere vielleicht das Wichtigste von allem.“
 „Gewiß, lieber Stechlin. Aber ehe wir anfangen, rücken Sie hier ein und gönnen Sie sich eine Tasse Thee. Freilich, daß Sie den Thee würdigen werden, ist so gut wie ausgeschlossen; dazu sind Sie viel zu aufgeregt. Sie sind ja wie ein Wasserfall; ich erkenne Sie kaum wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Der starke Schapelow.)

Der Schapelow Herr Joachim
 War groß an Leibeshärten,
 Noch heut erzählt das Volk von ihm
 Und seiner Hände Werken.
 Abwunderlich wird viel belacht,
 Wie er's dem Kurfürst einst gemacht.

Der hat einmal in seinem Schloß
 Ein' hohen Gast empfangen.
 In des' Gefolge und Dienetroß
 Ist einer mitgegangen.
 Von dem die Sage aus: im Reich
 Kam' ihm an Kraft mit einer gleich.

Da hieß der Kurfürst Schapelow
 Mit selb'gem Mann sich weisen,
 Und dieser warf den Starren so,
 Daß der des Stehens vergessen,
 Sah' ihn danach am Gürtelband
 Und hielt ihn frei mit einer Hand.

Das hat den Kurfürst hoch erfreut
 Und schenkt' ihm hundert Heller,
 Erlaubt' auch, daß er gleichzeitig
 Als kurfürstlichem Keller
 Sich nehmen dürft' so viel des Weins,
 Als er forttragen kömt auf ein's.

Der wackre Schapelow, sonder Harn,
 Wählt sich just mit vom Schledten,
 Nimmt ein' Faß unten linken Arm
 Und eines andern rechten,
 Greift dann zween andere beim Spund
 Und trägt so viere fort zur Stund'.

Da thät der Kurfürst erst mit froh,
 Wein, fast gar sauer blicken,
 Und sprach am End': „Schapelow, Schapelow!
 Vor dies'mal mag sich's scheiden.
 Vor künftig aber, Schapelow hör —
 Sollt' da mir mit in Keller mehr!“

Georg Büttcher.

*) Siehe Hoffmann, Sittliche Beschreibung der Kur und Mark Brandenburg. Teil I. Seite 278.

Gamsjagerei.

Von

Anton Freiherrn von Versaff.

(Siehe die Abbildung Seite 172 und 173.)

Im fern'm Lande der Erde ist die Jagerei so volkstümlich, wie in Deutschland. Unsere ganze Poesie ist damit durchsetzt. Wohl giebt es überall Wälder und Wald, aber nur einen Wald, den denken, nur eine Jagerei, die deutsche. Die Jäger draußen haben alle leinen Comment im Laibe, inständig ausgedrückt. Ihnen ist auf der Jagd alles erlaubt, wenn nur das Ziel erreicht wird: die Erlegung des Wildes. Eine gewisse Courtoisie gegen das Wild giebt es nicht. Auch das übliche Fortschreiten mit der Jägertrube, die Freude an den Trophäen, an dem Geweih, die reine ideale Freude ohne Verträufelungen — alles ist echt deutsch. Und nun denke man sich meine Empfindungen bei der Lektüre eines französischen Buches über die Gamsjagd: „La Chasse au Chamois“ par Hector Tredicini de St. Severin, von dessen Titelblatt mir eine „galle Geiß“, genau eine von dem Geleiter, das mir eben die ganze Jagd verborken, mit verdrehten Augen höhnisch entgegenblinzt! Eine französische Gamsjagd! Der Gamsbock, in dem sich meine geliebten bayrischen Perge verkörpern, der in allen Schmadaßhöfen lebt, der lebliche Gamsbock, auf den wie so hoch sind allen Fremden gegenüber, plötzlich zum Franzosen gemordet!

Zuerst legte ich das Buch ärgerlich beiseite, aber die verfluchte Geiß mit ihrem verdrehten Gesicht ließ mir keine Ruhe, und schließlich begann ich zu lesen. Die prächtigen, warmempfundnen Natur Schilderungen aus der Dauphiné der haute Savoie regten mich lebhaft an, doch im übrigen fand ich meine eben geäußerte Ansicht nur von neuem bestätigt. Das ist die Schilderung eines Hochtouristen, der bei dieser Gelegenheit sich das Vergnügen einer Gamsjagd leistet, aber keine Spur von echtem Weidmannsgeist.

Abgesehen von der häßlichen Jagerei mit hochstämmigen Hunden, die einen guten Gamsbock zur Unmöglichkeit macht, wird da auf 800 Meter rücksichtslos gehaßt, wo sich nur ein Gamsbock zeigt, fährt, sechsmal auf ein Stück, sogar der Schrothaus wird nicht verschont. Eine lange Schützerung gilt dem erbärmlichen Nord einer Geiß, die sich von ihrem Aß nicht trennen kann. Ein Jährling

gilt als treffliche Beute. Das Wild wird aus turmhohen Wänden herabgeschleudert, gleichviel, ob es sich da zu Trümmern fällt.

Von einem Schützen des Wildes vor dem Schuß, einem Schonen der weiblichen Tiere, der Jugend keine Spur. Der Verleser scheint es auch gar nicht zu wissen, daß es anderswo anders ist. Er weiß überhaupt, außer Frankreich, nur von heroischen Gemütern. Der Auszug des Jagdtagebuches um Schluß ist für uns weibmännlichen Begehrte geradezu fürchterlich, schlimme Kasjäger. Zum Beispiel: „30. August wurden am Fuße des Kocher de Midi fünf Gemütern entbald, drei Schützen trahlen wahllos darauf, Mutspuren sind der einzige Erfolg des Tages“ und so fort mit Grazie. Offen gesagt, ich freute mich über die Rechtfertigung meines Vorurteils, und dies Gefühl drante mit die Feder in die Hand.

„Aux yeux de beaucoup de gens c'est une chasse légendaire que celle de chamois.“ beginnt Tredicini sein Buch, und dieser Ausspruch gilt selbstverständlich auch für nicht wenige unserer deutschen Landsleute. Wie oft muß ich mich jähelich über die Frage ärgern: „Giebt es wirklich bei Ihnen Gemütern?“ Nun, es giebt nicht nur welche, sondern das bayrische Hochland ist sogar ihre Urheimat, und dank der Fürsorge hoher Beamten, in deren Händen größtenteils die Jagd liegt, ist dieses edle Wild eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen.

Zum Glück kann Mißgunst aller Art dagegen keine Einwendung machen, indem das „Gams“ in seinen unwirtschaftlichen Geleiten, Kanonen und Laufscheibern absolut seinen Schaden stiftet, andererseits dem Jagdlinhaber, abgesehen vom Schuß, nicht die geringsten Kosten verursacht. Die Jagd darauf ist die maßhaltigste, nicht selten mit Gelaketen verbunden, aber auch die lohnendste, sowohl nach der Seite des Erfolges als auch wegen der heilsamen Umstände, der großartigen Natur, der ständigen Anregung den ganzen Tag über.

Doch folge mir der Leiter selbst einmal. Der Tag ist heiter, der Schnee weich, und ich führe meine Begleiter keine zu schwindelhaften Wade.

Wir gehen von der Bürgshütte aus, am tiefstenen Spitzgipfel. Nicht zu früh, so uns Tagewende, nach einer Schale heißen Kaffees, den die Bürgerin uns gekocht. Die Jäg' hat seinen Wert auf der Gamsjagd, und der Tag ist lang.

Die „seligen Frau'n“, drei groteske Felsnadeln über der Füllalm, ragen ganz ruffig heraus aus dem bereiten Wald. Drüber sinkeln noch die späten Sterne. Sobald bei dem untersten Füllalm, den schmalstigen von den dreien, müssen wir herauskommen; da öffnet sich dann der Füllalmfelsen zu unsern Füßen, aus dem fersengerade die Kamme des Jägerkamms emporragt.

Wir gehen die Bergstraße bis zu den Spitzgipfeln. Satan, mein Schweighund, wagt sich im Schnee — ein gutes Zeichen.

Drei Hütten dicht am Wege. Vom Thale heraus blüht der Schlierke. Der schwarze Dunst am Horizont ist Wänder. Jetzt wird der Steig steil und der Schnee immer tiefer. Der Wald nimmt uns auf, das ängstliche Schweigen des winterlichen Waldes. Unzählige Male windet sich der Steig. Gamsjäger treuen ihn, dann und wann ein einschüchternder Freier, zweimal erndt der omnibus Pfiff über uns. Satan sieht frogend an mit zitternden Lezen, aber nur Gebuld.

Die Füllalms lassen sich auf warten! Endlich nach heißen zwei Stunden erblicken wir wenigstens das Ziel. Jetzt sieht sich das Jängerklein schon etwas horriger an. Nach eine weitere Stunde im Schnee bis über die Schenkel, dann stehen wir dicht darunter. Jetzt heißt's verknauten, den Schnee abtrocknen, kurz, den ganzen inneren und äußeren Menschen präparieren für den großen Augenblick. Nur noch wenige Schritte seitwärts, und wir stehen auf der Schneide, unter ganzes Jagdrevier zu unsern Füßen, das heißt fünfzig bis sechzig Gams!

Ich gebe voran, gebüht, mich um die Laichen drückernd, Satan dicht hinter mir; er atmet kaum noch, vom Geruch des Augenblitz durchdrungen. So — und jetzt bei dem Laichenbocken langsam hinuntergeipigt.

Das Almendorf tief unten am Boden des Kessels ist im Schnee halt vergarben; Fährten kreuz und quer bligen heraus, von dem ersten Sonnenstrahl schon getroffen; dicht unter mir, seine hundert Schritte, hebt sich eine Kluck'n zwischen den Laichen — eine hohe Kluck'n, aber schonal und dünn. Sie ist nach abwärts gebengt, regungslos. Unbedingte eine Geiß, und der Kopf sieht unter ihr.

Wachte sorgfältig herab, Kopf für Kopf. Das Gams springt nach rechts über eine Scherereis, ein Aß folgt — beide verschwinden.

Jetzt gilt! Wenn der Rechte nachkommt, ist er mein!... Feldstecher bereit!

Stirne gehen, ein Schneeballen fangelt nach abwärts. Da steht der Kopf schon an derselben Stelle, wo eben die Geiß gestanden. Aber ich traue ihm nicht — die ganze Figur — die Armden —

Jetzt tritt er vor auf das Schneefeld, blüht heraus — laichschwarz, und der Bart machet verführerisch auf dem Rücken. Aber so sorgfältig ich auch sehe, er ist nicht mehr wie vierjährig, die Armden gerade lufschief. Es geht

nicht! Unter fünf Jahren ist der Reumthum nicht sichtbar bei uns zu Lande, und das Ansehen ist auch ein Hochgenuss. Er gönnt ihn mir nicht lange. Und jetzt wird's lebendig im Kessel, überall tauchen schwarze Punkte auf. Zwei Wölfe jagten sich über die Klüfte, daß der Schnee aufwirbelt.

Doch das Haupttrübel sieht in den gegenüberliegenden Wänden des Kessels. Dort spielt sich für heute wohl der lustige Tanz ab, und ich habe das Fahren da heroben, wenn nicht ein Verklügerer kommt — und die Verklügerer sind bekanntlich nicht die besten. Ja, wenn der Fall bei mir wäre, mein jüngerer ständiger Begleiter, dann würd' ich rasch gehoben. In einer Stunde hätte er den Kessel umgangen, dann von oben nur hineingehaut in die Wände, und die ganze Jagd ginge mir zu. Das Glück haben wir schon oft ausprobiert auf diesem Platz, ich und der Fall.

Wir warten eine Stunde, eine Stunde. Draußen geht es freudigst zu. Von allen Seiten umgeben die Böse das Radel, und die Sonne steht schon über den Schrotten — das Verlangen wächst ins Ungemessene.

Wer magt, gewinnt! Satan zerrt schon lange an der Schnur und martirt in dem Augenblick, wo ich mich erhebe und paradiesische, ein lauteses Fremdengebet. Angedrückt wird die Hande. Eine halbe Stunde abwärts, dann zwei Stunden aufwärts in weitem Bogen — und unter Umständen das Nest oder vielmehr der Kessel leer.

Wir queren die Föllalm, ein helles Gehäng; einmal geht der Schnee mit uns durch, und wir landen einige hundert Meter weiter unten, um mühsam wieder die Höhe zu erringen. Dann geht's durch einen Waldstreifen, gebüsch, vorwärts, Schritt für Schritt, der andern Seite des Kessels zu. Der Wind ist gut, nur der Schnee fragt etwas unter unsern Tritten.

Jetzt kommt der Platz, den ich mir von dräben ausgedacht — bei der einamen düren Fichte, Rautilos stehen wir hin. Verhängnisvolle Furchung! Das Terrain übertraut, wir sehen keine fünfzig Schritte weit. Ein hüblender Vorrat mir überzählten werden. Allerdings höchstens zehn Schritte weiter, aber verächtliche Wälder bilden nach unten keinen Abbruch. Ein Fehltritt, und wir treffen uns unten bei den Klüften wieder; außerdem ist hier der Schnee von der Sonne gelockert.

Verführerisch lieh ich drüben Steine. Also nur Mut! Guten Tritt genommen und den Bergtopf eingeholt.

Der Platz ist heiler, als er aussieht, und der Schnee hält nicht. Da ist das Felle, ein paar rasche Sprünge — o weh, eine kleine Wanne zerlegt hinunter! Aber überhauen ist's! Jetzt nur noch vor bis zu dem Felsbrocken mit dem breiten Wäldchen, dann sind wir mitten drin.

Jetzt beginnt das mulligste Geröllkloppeln, das raubtierartige Atzen. Jetzt waren wir da, grad auf dem Genswedel! Eine ganze Straße von Fäbsten liegt vor uns: wenn ich mir nur einen Ahd über den Felsbrocken erlauben dürfte. Satan liegt hinter mir auf dem Bauch und jähert wie Eisenball, seine Kläffen klopfen sich, seine Augen leuchten. Vanglum hebe ich mich, bis mein Auge den lantigen Kläffen kreist — heiliger Hubertus, drei — vier — sechs — das ganze Radel, so etwa auf 150 Schritt. Das wäre etwas für den Franzosen zum Dreinfallen, wie in eine Kette Hühner.

Junadit steht ein schwarzes Stück, eine zweijährige Geiß, dem Antehen nach. Sie blüht frei auf mich her. Jetzt geht's gut! Ein Pfiff, und die Jagd ist aus!

Wenn ich nur einen guten God erkennen könnte unter dem andern Geraffel, aber das drückt sich zwischen dem Gesein und Laßchwert so vermischt, daß ich keine Kunde zu sehen bekomme.

Die Zeichen machen mir in der künstlichen Stellung, das Antie drückt sich wend auf den spitzen Steinen, und die Abgisse läßt mich nicht aus den Augen.

Plötzlich erscheint ein solchschwarzes Gams, wie aus einer Vertiefung, auf einem Felsbrocken, dicht hinter der Geiß. Ihre Aufmerksamkeit teilt sich drölig zwischen mir und dem Dränger hinter ihr. Es ist, als ob sie ihm noch eine Warnung zuführen wollte; da jaunt er herab. Am Sprung erkenne ich die hohe, weite Klauen. Vergebens pfeift die Geiß, ruffst das ganze Radel durcheinander — seine Leidenschaft achtet keine Gefahr. Immer von neuem sühend, den Wind einziehend, nähert sich die Geiß — er hinterdrein — Eingesperrt!

Sei es, daß ein Lichtblitz im Lauf die Geiß krechtete, der Wind einen Augenblick wechelte, plötzlich schlägt sie um — der Bod lutz, dreht sich . . .

Ein idelteses Abkommen, und doch muß es sein! Das Echo tollt durch den Kessel, der Bod zeichnet trefflich, mit den noebren Klauen hoch, dann mit den hintern auschlagend . . . „Bist du ruhig, Satan!“

Nun ist die Hölle los im Kessel, Pfeifen, Steingeräusch, die hohen Klamine hinauf fliegen die schwarzen Punkte. Auch der Bod ist verklümmen, doch schon leuchtet feurig die Kottfähe auf dem Schnee. Satan zerrt sich die Junge aus dem Galle.

Bei Gamswild ist unter Umständen sofortige Nachhabe am Plage, bei Fuchs und Rehwild mit Netz verpott, besonders wenn die Schneefähe gut ist.

Vorsichtig auf den Anshuß — dann der Kottfähe nach, Schritt für Schritt, Dedung suchend im Steingeröll.

Satan stößt plötzlich ein Wöckeln aus unter dem zusammengewogenen Halsband, spreizt die Beine, sein Blick ist harter noch abwärts gerichtet — dort, in dem Felsenloch sitzt der Bod schon im Wandbett. Satan spaziert heist Schritt verschwendend auf der Gamsjagd, und vor allem gilt es, das Leiden zu füren.

Diesmal lang's, der Kopf legt sich auf die Seite. Jetzt soll der Satan auch seinen Spatz haben. Ich löse ihn, hell tönt im nächsten Augenblick sein Gelächte über dem Gefallen — ein alter Latichentod!

Einen Tag hat es geföhelt. Schon ziehen die Schatten herauf in den Kessel, und die wilden Fräulein leuchten schon wieder in jugendlicher Blut. Nun kommt das Schöne! Das stumme Betrachten, das Einträgen des ganzen Bildes, das Strudenpräsen — ein hartes Stück Arbeit, so jäh sht das Quat — das Wartanziehen! Dann wegedreht mit der Beute hinein in den Anshuß. Er fällt sich prall, und man spürt, daß man was auf dem Rücken hat. Aber es hilft nichts, auch das geht mit Ganzen!

Ein einziges Nebelmeer brandet herauf und löst die letzten Lichter. Das gemüllte Stübel in der Wurzstätte mit seinem Dylentel von Oten wird um eine Gamsbodgeschädte reicher. An Fußzoren fehlt es nicht: härtige Wämer mit berben Kläffen und freien Augen, die sich leicht auslenken auf diesen Gebiet und das reizvolle, mannigfaltige Bild einer Gamsjagd in den härtlichen Bergen erst vollständig machen.

Ein neuer Ebers.

Mit seinem jüngsten Roman „Arachne“ lehrt Georg Ebers auf den ägyptischen Boden zurück, in dem seine poetische Gestaltungskraft, längst vergangene Zeiten und Geschlechter neu belebend, die ersten fargen Wurzeln schlug, doch obwohl uns von den Tagen, die er wieder heraufzählt, mehr als zweitausend Jahre trennen, so ist kein Werk doch von einem modernen Daus unwecht. Ob die Weller kommen oder vergehen, die nachfolgenden niederreiben, was die Vorvorden mühsam aufgebaut haben, stets bleibt, natürlich unter dem Wechsel der Verhältnisse, der Bergang dreierlei: die „Jungen“ häumen sich gegen die „Alten“ auf, und bis die Klärung erfolgt, geht es heisse Kämpfe. Ein solcher, auf künstlerischen Gebiete ausgefohtener, uns modern amnütender Kampf ist das Leitmotiv in Ebers' neuem Werk, und wenn der Dichter auch mit seinem Werdien die Strömungen der Gegenwart berührt, so spürt der empfindende Leser doch die sein gesponnenen Fäden, die von der entlegenen Vergangenheit zu untern Tagen sich hinüberziehen.

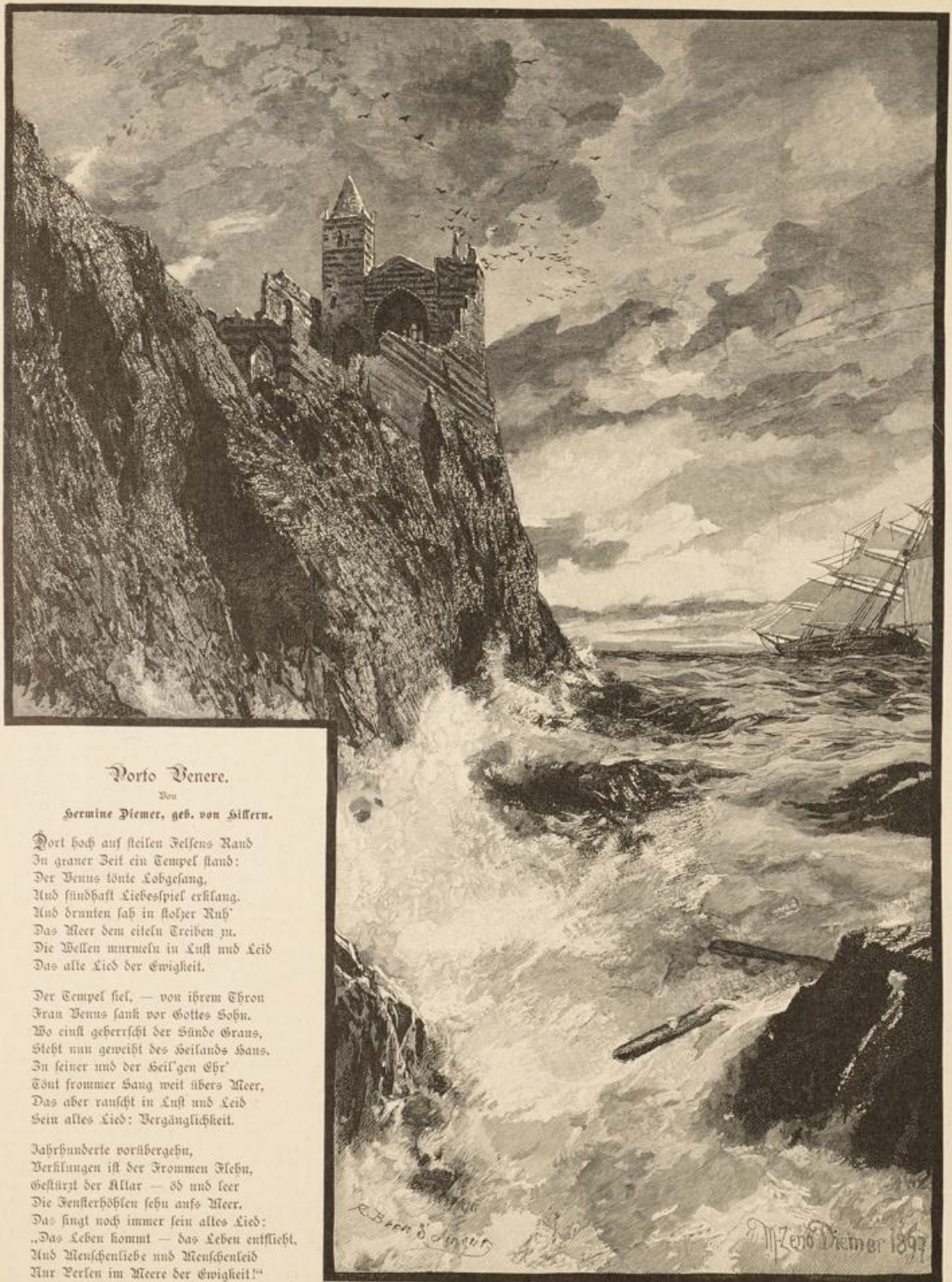
In Alexandria leben zur Zeit des Königs Ptolemaus II. zwei junge Bildhauer, Betten und vertante Freunde, doch in Sachen ihrer Kunst von Grund aus verschieden. Während Myrtilos, ein reicher Jüngling, den alten Anfordernngen griechischer Kunst gehorcht und auf glatter Pala schöne Erolge erzielt, geht sein Vetter Hermon, den das Geschid nur hiermütterlich mit Guldsgütern bedacht hat, ganz andre Wege. Die „Wahrheit“ lüdt er in seinen Bildwerken darzustellen, und unheimlich um die Entzückung derer, die in ihm einen Frevler gegen La ewig Schöne erblicken, wandert er den rauhen Pfad weiter. Von einzelnen wird jedoch seine bedeutende Begabung anerkannt, und zu ihnen gehört die große Klauher und Webereibische Archias. Der erhabenen Göttin Demeter will er ein kostbares Standbild errichten, beide Kessen betraut er mit den Aufträge, und die von den Preisrichtern gekrönte Arbeit soll den Tempel der Olympischen schmücken. In freudlichen Wettstreit geben die Bettern ans Werk, und um ruhiger schaffen zu können, errichten sie ihre Arbeitsstätten — heute würde man Kellersagen — in einiger Entfernung von Alexandria, bei dem vom Meere bespülten Städtchen Lemis. Fröhlich arbeiten sie nebeneinander, neidlos ihre Fortschritte beobachtend, und von Herzen gönnt jeder dem andern den Preis, so verschieden auch ihre Auffassung in Haltung und Gebärde der erhabenen Göttin ist. Nur in einem gleichen sich beide Bildwerke, denn in Daphne, der holden Tochter des Archias, fanden sie ihr Modell.

Doch nicht bloß von diesem einen Werke, für das ihm bestimmte Fortschritte gestellt sind, ist das Herz Hermons erfüllt, sondern er plant noch ein andres, in dem er seiner Phantasie und Schöpferkraft freie Bahn gewähren kann. Auf der Festung des Okeims, der Hunderte von Webern und Weberinnen beschäftigt, kommt ihm der Gedanke, die Arachne darzustellen, jene hochbegabete und doch ungelte Raib, die von der göttlichen Athene in der Kunst des Webens unterrichtet und dann ob ihrer Ueberhebung so grausam bestraft wurde. Das Glück ist ihm hold: in Lebis, der herb-lühnen Tochter des biamitischen Landes, findet er ein vorzügliches Modell, und um die Sprode für seine Farnede zu gewinnen, läßt er es an Vetterungen und Verpfundungen nicht fehlen. Aber mit dem Scharfsein des getänkten Webes erkennt die Halbbarbarin bald, daß nicht sie es ist, die sein Herz erfüllt, und sie brüht furchtbare Rache. Ohne ihr Geheimnis zu enthüllen, stachelt sie ihre Stammesgenossen, die treffliche Vater, Gatten und Söhne sind, aber mit naiter Begier

dem Seeraub frönen, zu einem Bentezug nach den Werkstätten der beiden Bildhauer auf, wo so viel Gold und Eisen zu gewinnen ist. Der Ueberfall gelingt nur halb, denn nur eines der kostbaren Demeter-Standbilder können die Räuber davonschleppen, dafür aber rächen sie sich, indem sie den ganzen Bau in Flammen aufgehen lassen, und Hermon, der in totemdem Jortn zur Verteidigung seines Werkes herbeigekürt, wird von Furchtbarem betroffen: die ihm ins Angeficht geschlagene Brandblase zerstört ihm das Augenlicht. Was sind ihm, dem khaftenstohen und jetzt so oder Thatlosigkeit verdammten Künstler, die Ehren, die ihm nun bereitet werden? Denn aus dem Brande, in dem man die Ueberreste des armen Wertlos gefunden zu haben glaubt, ist keine, des Hermon, Demeter-Statue gerettet worden, und überzwängliches Lob wird ihm zu teil. Der Ruhm ist zunächst ein schwacher Trost, doch jetzt im Schoßin gelähmten Manne zu Kopf, und in der Verzweiflung über sein Unglück fürst der Erblichkeit, dank dem Testament des verlorenen Fremdes ein reicher Mann, sich in wüsten Sinnemauh. Aber die Zweifel an der Ghtlichkeit seiner Ruhmes, die schon im Anfang erwacht waren, regen sich immer härt.r. Ist die Demeter-Statue, die inzwischen feierlich im Tempel aufgestellt worden, wirklich seine Schöpfung oder die eines so unglücklich umgekommenen Fremdes? Beide haben Haltung und Kopf ihrer Bote Dapine nachgebildet, so daß eine gewisse Ähnlichkeit der Bildwerke von vornherein bedingt war — aber ist die preisgekrönte Statue nun in Wahrheit Hermons Werk? Nach der Beschreibung der Sehenden muß er es annehmen, andererseits maden ihn wieder gewisse Lobspüche, die seiner Auffassung von der Kunst durchaus widersprechen, ängst, und endlich erkennt er die schredliche Wahrheit: das Werk, das ihm so hohen Ruhm eingetragen, ihm schon zu Lebzeiten unter die Unsterblichen zu versetzen schien, ist nicht das seine, sondern das eines armen Fremdes Wertlos, für den alle Ehren zu spät kommen. Oeffentlich bekannt Hermon den Artum, dessen Enthüllung ihm schändem Geßpöht ausstößt, doch nicht allzukauer trifft ihn der läche Sturz von der Höhe, denn in seinem Innern hat bereits die Wandlung zum Weiren begonnen. In der Einsamkeit findet er nicht nur Genesung des Geistes, sondern die Götter khaften ihm auch das Augenlicht wieder, und nicht genug des Glückes, erzielt von den Toten sein Freund Wertlos, bisher von den Seeräubern in strenger Gefangenhaft gehalten.

In Alexandria haben sich inzwischen große Dinge zgetragen. Die Verchwörung, welche Arachne, die räufelvolle Gattin des Königs, gegen den Gemahl angezettelt, wird im Reime erfüllt und der Aufstand der Soldner, in dem Lebis-Arachne eine führende Rolle spielt, Mutig niedergeb schlagen. Die trotige Biamitin stirbt ihrer würdig. Wohl konnte sie das Schwert, das sie dem wild Gehobten und doch so heiß Geliebten entreißt, ihm in das Herz stoßen, aber sie durchbohrt die eigne Brust, noch im Sterben Werte glückseliger Erinnerung hauchend. Der Bildhauer Hermon, in herben und erschütternden Erfahrungen gestählt, ward ein hochgefeierter Künstler, und für Vergamos, wohin er mit seiner Gattin Daphne überzobelte, schuf er eine große Anzahl bedeutender Werke, von denen freilich nur ein sarger Rest für die Nachwelt erhalten wurde. Auch seine „Arachne“, die stolz auf das Gewebe hinsichtlich, mit dem sie die Kunst der Göttin übertroufen zu haben meint, fiel der Vernichtung anheim, — aber in der Dichtung lebt nun doch das edle Bildwerk weiter.

Nach in dem neuen Roman von Georg Ebers (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) finden wir die bekanteten Vorgänge seiner Darstellungskunst wieder. Wir fühlen uns mitten hineinverlegt in die Tage, da in Aegopten das Andenten aus dem großen Welteroberer Alexander noch lebendig war, und doch die Spuren des Verfalls sich schon bemerkbar machten, und willig folgen wir dem lantigen Fährer, der, das Geschichtliche voll beherrschend, uns ein lares Bild der historischen Verhältnisse giebt und um sie annütig die Ranken einer frei schaffenden Erzählungskunst flüdt. Besonders sei noch der feinen Schilderung der Frauencharaktere gedacht: die greite Taus, die, nach modernem Begriffe eine Art Eigenemutter, eifrig über den Gliberen ihres Stammes und feinen Sagenungen wacht und die Rebellen ebennungslos dem Verderben preisgiebt — die eitle Arachne, die, aus dem Königsputzpurpür schlüpfend, mit ihrer Freundin, der Gauslerin Althes, sich in den Ström taumelnder Volkstanz führt — die edle, trotz aller äufrenen Anse heiß liebende Daphne — endlich die Helbin, Lebis-Arachne. Auf die Gestaltung dieser Figur hat der Dichter große Liebe und Sorgfalt verwendet, und wenn man es auch verlißt, daß der Künstler Hermon, der Griecho von feinen Sitten, die lebensgiltliche Halbbarbarin nicht als ebenbürtig betrachten konnte, so erweist doch ihre bittere Enttäuschung, ihr tragisches Geschid die volle Teilnahme des Lesers. So lieh Georg Ebers aus dem Reigen der protomäischen Zeit Gestalten von fröhlicher Lebenswahrheit emporspringen, und auch feiner stets verdorfenten Dichtung blieb er treu: daß es zu der Gestaltung einer eblen Dichtung nicht bloß der realistischen Wahrheit, sondern auch der schönheitsfreundlichen Muten bedarf.



Porto Venere.

Von

Gertrude Diemer, geb. von Hilkern.

Dort hoch auf steilen Felsens Rand
 In grauer Zeit ein Tempel stand:
 Der Venus lönte Lobgesang,
 Und stündhaft Liebespiel erklang.
 Und branten sah in stolzer Ruh'
 Das Meer dem eiteln Treiben zu.
 Die Wellen murmeln in Lust und Leid
 Das alte Lied der Ewigkeit.

Der Tempel fiel, — von ihrem Thron
 Frau Venus sank vor Gottes Sohn.
 Wo einst geherrscht der Sünde Graus,
 Steht nun geweiht des Heilands Haus.
 In seiner und der Heil'gen Ehr'
 Tönt frommer Sang weit übers Meer,
 Das aber rauscht in Lust und Leid
 Sein altes Lied: Vergänglichkeit.

Jahrhunderte vorübergehn,
 Verklingen ist der Frommen Flehn,
 Gestürzt der Altar — öd und leer
 Die Fensterhöfen sehn aufs Meer.
 Das singt noch immer sein altes Lied:
 „Das Leben kommt — das Leben entfliehet,
 Und Menschenliebe und Menschenleid
 Nur Perlen im Meere der Ewigkeit!“

Reste der Kirche S. Venera, im Jahre 1118 von den Pilgern an Stelle eines antiken Brauentempels erbaut.

Porto Venere bei Spezia. Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.



Photographie des Photographen Herrn H. Müller.

Verlorene Partie. Nach dem Gemälde von E. von Hartmann.

Die Hungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schneeflein.

(Fortsetzung.)

Samt erstmalig erstah Hubert die ganze Feinheit dieses hellen Gesichtes. Die zierlich gebogene Nase, Mund und Kinn so delikant und energisch, die Haut blaß und klar. An dem ganzen Körperchen nichts weiblich Verwundenes. Jede Form fest und doch zart hingeleget wie von Meisterhand. Und ein Leben in den Augen! — ganz hellbraunen Augen mit ein paar dunkleren Pigmentflecken in der goldig-schimmernden Iris, die jetzt, wo das Licht ihr tief hineinschien, deutlich bemerkbar waren.

Und aus diesen sprühenden, fast feindselig auf ihn gerichteten Augen blühte ihn plötzlich etwas an, das ihm schmeichelte, ihn heimlich beglückte, mehr, als der lauteste Wohlwinnensgruß es vermocht hätte. Er lächelte, schüttelte sich auf einmal Herr der Situation. „Vielleicht fürchtete ich die Gefahr,“ sagte er halblaut.

„Gefahr?“ Sie warf geringschägig die Lippen auf.

„Hier tut Ihnen keiner was.“

„So mein' ich's auch nicht,“ lächelte er überlegen. „Aber um Ihnen das zu erklären, müßte ich Sie mit meiner ganzen Lebensgeschichte bekannt machen.“

„Eine Geschichte?“ fragte sie aufstrebend, mit wärmerer Stimme. „Sie haben also eine?“ —

„Und wie für sich fügte sie feutzend hinzu: „Ich wollte, ich hätte auch eine.““

Er sah sie so kuster an, daß sie betroffen schwieg. Seine täglichen Sorgen, das Gespenst der Zukunft, sein schiefes Verhältnis zur Gesellschaft — das stand plötzlich vor ihm wie der Cherub mit dem Schwert.

Er zwang sich zu einem Lächeln. „Ein teures Bergmännchen, mein Fräulein. Es kostet — Herzblut.“

„Gerade darum!“ rief sie, immer mehr aus sich herausgehend. „Mein Gott, so hindämmern! Was hat man davon! . . . Wir haben einmal einen Sturm auf dem Atlantik erlebt. Alles ging drunter und drüber. Man dachte jeden Augenblick: adieu, Welt! — Als es wieder still wurde, wußte ich auf einmal allerlei, was ich vorher nicht gewußt hatte. Sogar Dinge, die man sonst nicht denkt. Und dann das wundervolle Gefühl: nein, unterliegen läßt du dich nicht! Bon keinem, nicht einmal vom Tode! — Ah, es war schön!“

Sie sah, ohne mit der Wimper zu zucken, in das helle Licht hinein, das breit durch die Fenster strömte. Es lag eine tiefe Sehnsucht in ihrem Blick. Hubert war's, als finge es in seiner Brust an zu brennen, sich zu dehnen, zu wachsen.

„Auch eine?“ hatte ihr Vater gesagt. Ja, gewiß, eine verwandte Natur. Gar nicht wie die anderen Weiber, feig und kleinlich, hänge vor jedem Schmerz. Das war ihm etwas ganz Neues. Er grübelte, verstimulte.

„Woran denken Sie?“ fragte sie plötzlich.

„An Sie,“ antwortete er ruhig.

Sie sah ihm aufmerksam in die Augen. Nein, es war keine Unverschämtheit, daß er ihr das sagte. Der braucht ja die kleine Münze der Wrasen und Böckchen nicht, dachte sie. Und wie dünn bist du gewesen, sagte sie sich beschämt, dem zugutruhen, daß er sich hat „bitten lassen“ wollen, aus Dichtereitelkeit, aus Bitterei . . . Und daß du ihn deshalb so schlecht behandelt hast.

Und er wußte sie im geheimen mit Johanna vergleichen. Die arme, demütige Johanna, der seine Laune Regen und Sonnenschein war — und die hier, fest und selbstbewußt . . . so etwas Freies, Sicheres, Mutiges im Blick, in der Haltung.

So hatten sie beide ihre Verwunderung aneinander.

Charlotte, im Bewußtsein, ihn verkannt zu haben und ihm eine Genugthuung schuldig zu sein, lächelte auf einmal mit versteckter Schelmerei.

„Soll ich Ihnen auch sagen, was Sie von mir gedacht haben?“

„Mönnen Sie Gedanken lesen?“

„Ein bißchen. Also: ich bin ein überpanntes Geschöpf. Habe ich recht?“

„Nein,“ sagte er sehr ernst. Es war ihm überhaupt fast unmöglich, eine Sache scherzhaft zu nehmen. Diese Frage, die ihn wirklich tief beschäftigt hatte, am allerwenigsten.

„Doch muß ich Ihnen gestehn,“ sagte er nachdenklich, „daß ich noch ein wenig im Dunkeln tappe. Tief, leidenschaftlich, phantastisch, selbstbewußt — ja, das sind Sie. Darauf schwär' ich schon jetzt. Lieberpannt? . . . Nein. Im Gottes willen! Wie können Sie den Begriff nur mit sich in Zusammenhang bringen?“

Die Wichtigkeit, mit der er ihr Wesen zu ergründen suchte, war ihr wieder halb amüßig, halb bestrebend. Ein richtiger Stau, dachte sie.

Sie zuckte voll Liebermut die Achseln. „Meine sogenannten Freundinnen behaupteten es. Weil ich nämlich so eine dünne Art hatte, mit mir selber immer auf dem Striegelsfuß zu sein. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen?“

Er sah sie stummend an. „Sie auch?“

„Natürlich! Erst recht! . . . So einen ewigen Hunger nach . . . man weiß selber nicht, was. Ach, und die andern, immer vollkommen mit sich und der Welt zufrieden . . . Und wenn ich nur ein Wort davon laut werden ließ, dann lachten sie mich aus. Ich wurde auch — wir legten uns alle große Namen zu — der „Haus“ genannt. Nun, Sie lachen ja nicht —“

Er sah sehr wenig danach aus.

„Haus,“ sagte er grübelnd, mit seinen mageren weißen Fingern sein Kinn streichelnd, „der Typus des Menschen aus zwei Welten . . . den Boden unter den Füßen hat er verloren . . . und wenn er in den Himmel greift, bleibt seine Hand leer . . .“

Sie lächelte. „Und doch kann er's nicht lassen. Und denkt immer, daß er noch einmal einen Stern, oder einen Sonnenstrahl, oder sonst was von da oben erwischen könne.“

„Jweliebige Geschöpfe wir alle, wir Künstler,“ murmelte er, sie tiefsinnig anblickend wie etwas Merkwürdiges, das er nie zu sehr erwartet hatte.

„Sie sind auch Künstlerin . . .“ Ihr Vater sagte so etwas . . . Und den ewigen Hunger . . . und den ewigen Kampf . . .“

Er sprach nicht zu Ende. Und plötzlich, unter einem tiefen Blick, drückte er ihr die Hand, fest und kräftig wie einem Kameraden.

Charlotte hatte ganz betroffen aufgesehen bei dieser unverhofften Vertraulichkeit. Konfessionen waren sonst ihre Sache nicht. Aber dieser Mensch war so anders . . . so viel einfacher, so viel offener als alle, die sie kannte. In einem dunkeln Drange, sich ihm verständlich zu machen, hatte sie ihm wohl zu viel verraten von ihrem streng verschlossenen Innenleben.

Ein feines Rot der Scham überzog ihr Gesicht. Sie löste ihre Hand hastig aus der seinen.

Hubert, im Punkt der Gesellschaftsregeln nie ganz taktisch, erscharr hinterher über seine Kühnheit. Billeicht hatte er etwas gethan oder gesagt, was in diesen vornehmen Kreisen verpönt war.

„Verzeihen Sie,“ sagte er schnell und unsicher.

„Sie sehen mich heut zum erstenmal. Und es ist vielleicht eine Unart, wenn ein Wildfremder . . .“

Sie schüttelte den Kopf. „Fremd? Ich kenne Sie ganz genau.“

„Sie meinen — meine Sachen?“

Sie nickte.

„Vergott! Für Frauen hab' ich ja nie . . . nicht mal meine Gedichte gehören auf den Schreibtisch einer Dame.“

„Eine Dame bin ich auch Gott sei Dank nicht,“ sagte Kotte in ihrer schnellen, heiteren Art. „Als Vadsich hatte ich zwar die größte Lust, eine rans-zubeißen. Aber Papa — Sie kennen Papa noch nicht genug.“

„Ich verstehe ihn schon.“

„Sehn Sie, und deshalb liegt auf meinem Schreibtisch auch so allerlei, was auf diesen unnützen Müßeln sonst nicht zu liegen pflegt. Und deshalb . . .“

„nein, das sag' ich Ihnen nicht . . .“ Lebrigens,“ unterbrach sie sich plötzlich weich und vorwurfsvoll, „warum wollten Sie nicht zu uns kommen?“

„Einfach, weil ich Sie nicht kannte und mir ganz falsche Vorstellungen . . . und dann — meine Verhältnisse . . .“ Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust.

Sie streifte mit einem städtigen Blick seinen

bescheidenen Anzug und blieb an seinem Kopf hängen. Er war nicht eigentlich schön, obgleich er kräftige und regelmäßige Formen zeigte. Ueber seinen dichten Brauen hatten die Widrigkeiten seiner Jugend allerlei abgelagert: Trost, Verachtung, Verbitterung. Aber höher hinauf war die Stirn hell, friedvoll und von seltener Schönheit.

„Ihre Verhältnisse!“ rief sie. „Nein, so kleinlich dürfen Sie nicht sein. Nein, Sie nicht! Warten Sie nur — in ein paar Jahren sehn Sie uns alle über die Achsel an!“

Sie schwieg verwirrt, beschämt, kam sich entsetzlich tattlos vor, an seine Armut gerührt zu haben. Und er hatte es anders gemeint. Die Stetten, mit denen er gebunden war, fielen ihm ein.

Wie sollst du das verstehen? dachte er. Es kam ihm vor, als betrüge er sie. Er atmete auf, als die Thür sich öffnete, und das Zwiesgespräch, das eine so unerwartete Wendung genommen hatte, ein Ende fand.

Der Konjul trat ein, eine ältere Dame führend, die etwas unbehüßlich auf den Füßen schien. Kotte sprach ihnen entgegen, schob ihren Arm unter den der hässlichen Frau und begleitete sie zum Sofa.

„Hier meine Schwester und Antipodis, Frau von Niensteb,“ rief der Konjul.

„Liebe Sophie, dieser Herr empfiehlt sich deiner Guld. Nicht wahr, Herr Hubertus? Thun Sie's nur gleich im Anfange. Versichern Sie sich ihrer Guld!“

Frau von Niensteds ruhiger und etwas strenger Blick ruhte lange prüfend auf dem Gast. Hubert verneigte sich schweigend, feig und durchaus nicht verbindlich. Er hatte nicht die geringste Lust, sich irgend jemandes Guld zu empfehlen. Frau von Niensteb merkte ihm an, daß diese Einführung durchaus nicht nach seinem Sinne war.

Sie hatten sich alle zwanglos in dem Geschen mit der Rhönipolme nieder gelassen. Solo sah, kaum sichtbar für Hubert, etwas im Hintergrunde. Doch hatte er fortwährend das Bewußtsein ihrer Gegenwart, wohlthuend, schmeichelnd, als ließe er sich von der Frühlingssonne bestrahlen.

Der Konjul war heiter und gesprächig. Alles strömte bei diesem Mann aus dem Vollen. Und verwunderlich war's Hubert, daß das vornehme Haus ihn nicht bedrückte. Aber das bißchen Drama und Dram kam neben diesen Menschen gar nicht in Betracht.

Er suchte sich auch mit der Schwester des Konjuls ins reine zu setzen. Ihr volles Gesicht hatte etwas Geschlossenes. Sie sprach wenig, doch jedes Wort war „wie in Erz gegossen“.

„Wo ist denn Kläre?“ fragte Bergbauer auf einmal.

„Sie hat die Wirtschaftswoch. Gleich wird sie kommen.“

„Das arme Ding!“ sagte er gutmütig bedauernd.

„Lieber Wilhelm —“

„Pardon, Sophie, Ma, der mach's wenigstens Spah. Aber die Kolo, wenn die die Aussicht hat — der reine Begasus im Joch.“

Ein schlantes Mädchen kam hereingelaufen, ein halbes Kind noch, die vollen Wangen dunkelrot vom jungen warmen Blut. Sie grüßte ein wenig lustlich, und Spott und Befangenheit sahen ihr aus den braunen Augen. Dann ging sie zur Tante und küßte ihr etwas ins Ohr.

„Sie essen natürlich einen Dösel Suppe mit uns,“ sagte Bergbauer und wollte von einer Weigerung nichts wissen.

Hubert blühte einen Moment unschlüssig auf Charlotte. Sie schmeichelte. Aber ihre lebhaften Augen sagten: so bleib doch!

Bergbauer hatte mehrmals nach der Thür gesehn. Jetzt, als sich draußen im Korridor ein Geräusch vernehmen ließ, sagte er zürbiden: „Aha! Sie kommt also, die Hebererhöhung.“

Er hatte seiner Schwester den Arm gereicht. „Bitte, noch einen Augenblick. Wir haben noch einen Gast. Ich hab' ihn mir noch schnell gekapert, als ich unsern Dichter glücklich erwischt hatte.“

Kläre rief: „Ich weiß, Papa!“

Sie umschlang ihre Schwester und tuschelte, und als sich jetzt die Thür öffnete, lachte sie: „Da ist er!“

Karl Beckelind erichien auf der Schwelle und blieb einen Augenblick wie angebannert stehen.

„Na? hab' ich's recht gemacht?“ fragte der Konjul.

Jetzt kamen ein paar Stunden, wie Hubert sie noch nie erlebt hatte. Nein, noch nie! sagte er sich, wenn er einen Moment aus dem Glaskrausch zu sich selber kam. Das prächtige Zimmer, die feinen Tafelgeräthe, die Treibhausblumen, die vorzüglichsten Speisen! Dazu der Wein, der ihm, so vorzüglich er auch trank, gleich zu Kopf stieg.

Allmählich geriet Hubert in einen wahren Taumel der Berechnung. Gleichgültigen oder antipathischen Leuten gegenüber erwarre ihm das Wort auf der Zunge. Heut aber sprudelte sein Bestes wie aus tiefsten Schächten Vater und Tochter zu. Frau von Niensteds beobachtende Augen störten ihn nicht. Doch regte sich sein Stumpfmut, wenn sie ihre Bemerkungen machte mit der unfehlbaren Ruhe einer Sibylle.

Er konnte keine Verwunderung über die Verschiedenheit der Geschwister nicht verhehlen.

„Ja, die Sophie,“ meinte Berghauer, „die hat auch ihr Lebtag auf ihrer Scholle gesehen — eine Königin im Kleinen, ja die höchste Autorität in Sachen der Moral, des Geschmacks und so weiter auf zehn Meilen in der Runde. Sie ist so positiv. Sie hat nie Zweifel. Es steht alles so bei ihr — es ist 'ne wahre Freude! Deshalb brauch' ich sie ganz notwendig als Korrektiv. Denn ich bin leider Gottes draußen ein Durchgängiger geworden... hab' heute die und morgen die Ueberzeugung, bin mir nie zu alt oder zu geistig, das Beste anzunehmen, wo ich's finde, und schäme mich nicht, mit sechsundzwanzig noch beim Leben in die Schule zu gehn. Und die Lolo“ — er kraute sich mit humoristischer Zerknirschung hinterm Ohr — „die ist mir nachgeraten.“

„Gott sei Dank, Papa!“ lachte Lotte. Sie strahlte vor Lebensfreude, vor sprühender Ausgelassenheit. Es war ein formwührender Bechse! in ihrem Wesen, bald Heiterkeit, bald Ernst. Wie eine Landschaft an einem frühmorglichen Frühlingstage.

„Leider!“ sagte Frau von Niensteds nachdrücklich. In Hubert schwellte die Kampflust mächtig auf. „Fräulein Lolo,“ wandte er sich an die würdige Dame auf dem Sofa, „hat ja am Ende auch das Recht, ein bißel Durchgängerin zu sein.“

„Weshalb?“ Frau von Niensteds hob den Kopf.

„Nun — als Künstlerin.“

„Wollen Sie etwa für die Künstlerin besondere Weisheit gelten lassen? Soll nicht gerade sie immer in erster Linie Frau sein?“

„Mann oder Frau — über dem Menschen steht immer der Künstler. Wer dem nicht recht giebt, wenn er mit dem Menschen handgemein wird, der mag sich schämen wie er will — ein Künstler ist er nicht.“

„Sie werden mit oder doch zugeben müssen,“ sagte Frau von Niensteds etwas scharf, „daß jeder noch so hoch begabte Mensch vor allem die Pflicht hat, ein Priester der Moral zu sein.“

Dies Diktum traf Hubert an seinem wundesten Punkt. Pharisäerin! dachte er zornig. Aber er nahm sich gewaltig zusammen. Er sah Kläres Augen mit kindlich unbefangener Neugier auf sich gerichtet, während sie von einer Weintraube langsam Beere auf Beere pflückte und zierlich, mit spitzen Fingern, in den roten Mund schob.

Neben ihr sah Karl Bedekind, rund und rüchlich, in einer Hand das Dessertmesser, in der andern eine halbgeschälte saftige Birne. Doch hatte er das Vorhaben, die süßste Frucht zu verpeifen, vor Schreck ganz vergessen.

Hubert war's, als er seines Freundes betroffene Augen sah, als müsse er verteidigen, was er sich als das Recht seiner höheren Natur herausgenommen hatte. „Nun, gnädige Frau, ist ja höchste Sittlichkeit. Und Künstler sind Zukunftsansichten. Vorposten ihrer Generation, ja vielleicht vieler Generationen. Wie langsam kumpelt der Koloss der andern ihnen nach, versteht sie nicht, verlästert, verlegt sie — feignigt sie. Weil das, was sie thun müssen, was in Zukunft als Gesetz höherer Menschlichkeit gilt, von der dumpfen Zeit noch nicht begriffen, ja vielleicht unter irgend einen Paragraphen des Strafgesetzbuchs gehüllt wird.“

Er hielt inne, von Lottes leuchtenden Augen getroffen.

Dann schloß er energisch: „Wo eines Menschen höchste Kraft ist, da ist auch seine höchste Pflicht.“

„Bravo,“ sagte Berghauer.

„Für Ausnahmenaturen — Ausnahmegelege! Ihr vernichtet das Talent, wenn ihr's unterm Militärmaß buchen wollt!“

Wenn er Alltagsmenschen sich über das, was der Künstler thun oder lassen soll, wichtigbuerisch verbreiten sah, erschien ihm das Landgeborene so wahnwitzig vermessene, als wenn ein Laubgehörner sich unterlinge, eine Beethoven'sche Symphonie zu bestritteln.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ wandte er sich mit einer kleinen Verbeugung an die Tante, die fröhtlich, in jedem Zug schweigende Opposition, ihm gegenüber saß. „Mir scheint, ich hab' mich da einer argen Keckerei schuldig gemacht. Aber es wird mich gewiß entschüßeln in Ihren Augen, wenn ich sage: mein bißchen Weisheit hab' ich mir errungen, wie einer, der, Wissenschaft halber, auf den Montblanc geklettert ist. Mit seinen gefunden Gliedern hat er vielleicht die Erfahrung bezahlt. Aber über den Montblanc kann er jetzt reden. Und mit besserem Recht als die Leute, die kläglich unten geblieben sind.“

„Ja!“ rief, ehe noch jemand anders hatte zu Worte kommen können, Karl Bedekind mit dem Bräustock der Ueberzeugung. Es war sein Schicksal, Hubert glauben zu müssen. Sein empfänglicher Geist konnte den kräftigen Ideen des Freundes nicht widerstehn. Der stand wieder einmal gerechtfertigt vor ihm.

Er hatte bisher mit sehr gemischten Gefühlen am Tisch geessen. Ein ehrlicher Stolz schwellte ihn, zu sehn, wie sehr Hubert seiner Empfehlung Ehre machte. Immer war er der Mittelpunkt des Interesses. Und Berghauer sah man's an, daß er schon förmlich einen Barren getroffen hatte an seinem Dichter.

Blöß in Lottes glänzende Augen durfte Karl nicht sehn. Dann überkam ihn ein seltsam bekommenes Gefühl. Sie ließ sie oft so selbstvergessen auf Huberts Gesicht ruhen. Aus ihrer sprühenden Lebhaftigkeit verlor sie manchmal in ein kurzes Träumen.

Er hatte sie beobachtet während Huberts Rede. Eine stille, weitentzündete Erklärung hatte auf ihrer Stirn, über den geknickten Augenlidern gelegen.

Sie ahnt ja nichts, dachte er, von dem tieferen Sinn seiner Worte. Auch Berghauer und die Tante nahmen sie ganz harmlos als allgemeine Betrachtungen.

Kläres lustige Blandieren störten ihn fast. Gutmüthig er nur sehn, hören, beobachten. Variirte war er allmählich ganz einseitig geworden, und sein energisches, unverwundenes „Ja!“ zog ihm die erstaunten Blicke aller zu.

In Hubert erweckte dies Wort eine plötzliche, unliebsame Erinnerung. Wie ein dunkler Schatten tauchte es auf — aber es hatte keine Macht — schnell zerrann es wieder.

„Ja bin — um bei Ihrem Bilde zu bleiben — keine Freundin vom Bergsport,“ sagte Frau von Niensteds ablehnend. „Und wenn so ein Tollkühner sich den Hals bricht — man liest das ja alle Augenblick in der Zeitung — hab' ich ihn beim besten Willen nicht so bedauern können wie zum Beispiel einen ehrlichen Arbeiter, der in seinem Beruf, für Weib und Kind verunglückt ist.“

Hubert zuckte die Achseln. Beschränkt! dachte er verächtlich. Als wenn unser Bergkrazeln nicht auch ehrliches Arbeiten wär! Aber wie sollst du das verstehen!

„Ich glaube, wir einigen uns nicht, gnädige Frau,“ sagte er, das Gespräch abbrechend. „Dafür will ich Ihnen aber das Recht zugetheilen, mich gehörig auszuladen, wenn ich mir mal bei so 'ner Kletterpartie — bildlich — den Hals brechen sollte.“

„Dummes Zeug!“ schrie Berghauer und hielt Hubert sein Glas hin. „Auf einen glücklichen Aufstieg, Meister Hubertus!“

Von allen Seiten wurden ihm Bofale entgegengehalten. Auch seine Widersacherin war Weibdame genug, aus der Ferne ihr Glas gegen ihn zu erheben. Ganz zuletzt erst wagte er's, Lolo anzusehn. Wie ein Schwindel ergriß es ihn. Etwas war in diesen lebenssprühenden Sternen wie: Wir beide, nicht wahr, wir beide finden den Weg da hinauf!

In diesem Augenblick hob die Tante mit der ihr eignen Würde die Tafel auf.

Während des Kaffeetrinkens bewegte sich die kleine Gesellschaft zornlos in den schönen Räumen.

Klären hatte es längst das Herz abgedrückt, ihrem Freunde Karl, mit dem sie noch voriges Jahr Haschen und andre wilde Spiele gespielt hatte, ihre Meinung über Hubert auszusprechen.

„Also der ist Ihr Freund?“ flüsterete sie, als sie beide allein im Zimmer zurückgeblieben waren.

Er nickte zerküert. „Gefällt er Ihnen nicht?“ fragte er, bloß aus Gutmüthigkeit. Denn was die Schwester über Hubert dachte, war ihm sehr gleichgültig.

„Gefallen?“ Sie hob die vollen Schultern. „Ich weiß nicht... Aber interessant ist er! Nieß! Fabelhaft!“

„So,“ sagte er trocken.

„Ich hab' mal den Don Karlos gesehn. So sieht er gerade aus. Bald wie: Hier liegen meine Reiche! Und dann wieder: Königin, das Leben ist doch schön!“

„Das letzte hat meines Wissens der Marquis Poja gesagt. Oder meinen Sie den vielleicht?“

„Nai! Ich weiß ganz genau, was ich meine. Ich will auch bloß sagen: er hat so was Besondere. So à la Ritter Mandart. Wissen Sie, mit dem Schlüssel: Und wie sie ausschließt, liegen da alle seine zwölf toten Frauen.“

Karl mußte lachen und wurde dann wieder sehr ernst. Diefem Stüde, das noch ganz voller Märchen steckte, war der unerbillliche Zug in Huberts Gesicht nicht entgangen. Jetzt machte sie ein paar Schritte nach der Tafel, auf der noch die Reste des Desserts standen.

„Die Lolo scheint sich gar nicht vor ihm gefürchtet zu haben,“ plauderte sie weiter. „Die mag solche Leute. Ich nicht.“

Sie steckte eine gebrannte Mandel in den Mund und knabberte vergnügt darauf los. Dann vertiefte sie sich in die Prüfung der übrigen Sittigkeiten.

„Wenn das die Tante sieht!“ warnte er.

„Gehn Sie nur!“ flüsterete sie. „Sie haben nichts gesehn.“

Er ging ins Nebenzimmer, das schweigsam dalag in seinem hellen Lichtglanz. Schon glaubte er, es sei leer. Da sah er Charlotte in der Nähe des Fensters sehn — ganz allein.

Sie stand da wie ein schönes Bild träumerischer Verunsicherheit, regungslos, den Kopf etwas gehoben, die Augen weitgeöffnet ins Leere gerichtet. Erst als Karl, dessen Schritte der weiche Teppich gedämpft hatte, dicht neben ihr war, schreckte sie zusammen und sah ihm in das ehrliche, ein wenig blaße und ernste Gesicht.

Es fiel ihr wohl ein, daß sie ihm heut erst wenig Worte gegnüt hatte. Sie lächelte zerküert.

„Ach, Herr Doktor!“ rief sie.

„Sie waren so in Gedanken, Fräulein Charlotte.“

„Loh müde. Ein bißchen abgeputzt. Nach dem Wein, wissen Sie.“

Sie fühlte sich durch seinen ersten Blick bedrückt, wurde unruhig und suchte augenscheinlich nach einem Vorwand, das Tete-a-tete abzukürzen.

Vor acht Tagen hatte sie noch stundenlang freundschaftlich mit ihm geplaudert. Diese ganze Woche war er herumgegangen wie ein Kind vor Weihnachten.

„Fräulein Lolo,“ fragte er, „wie weit ist Ihr Bild?“

„Welches Bild?“ Ihre Augen schweiften umher. Sie schien zu horchen.

„Ihr letztes. Von dem wir neulich sprachen.“

„Ach so!“ Eine plötzliche Lebhaftigkeit kam in ihr Gesicht, ihre Glieder, ihr ganzes Wesen. Sie war wie verwandelt. „Kommen Sie,“ rief sie, „ich zeig's Ihnen.“

Sie ließ ihm fast voran, mit ihren schönen, leichten Bewegungen, die an Schwalbenflug erinnerten. Das letzte Zimmer in der Flucht lag nach Norden. Sie benutzte es gelegentlich zum Malen. Ihr eigentliches Reich war im Oberstod.

Das Aroma seiner Haare drang ihnen entgegen. Laute Männerstimmen schollen aus dem Zimmer.

Als sie eintraten, fanden sie die beiden Herren vor einigen Bildern, die an den Wänden aufgehängt oder an passenden Klagen aufgestellt waren.

„Also er ist begeistert, Lolo!“ rief Berghauer vergnügt. „Warum hast du dich denn verbrochen?“

(Fortsetzung siehe Seite 182.)

Die Hungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schneeflein.

(Fortsetzung.)

Samt erriemmal erste Hubert die ganze Feinheit dieses hellen Gesichts. Die zierlich gebogene Nase, Mund und Kinn so delikatt und energisch, die Haut blaß und klar. An dem ganzen Körperchen nichts weiblich Verwöhntes. Jede Form fest und doch zart hingelegt wie von Meisterhand. Und ein Leben in den Augen! — ganz hellbraunen Augen mit ein paar dunkleren Pigmentflecken in der goldig-schimmernden Iris, die jetzt, wo das Licht ihr tief hineinschien, deutlich bemerkbar waren.

Und aus diesen sprühenden, fast feindselig auf ihn gerichteten Augen blühte ihn plötzlich etwas an, das ihm schmeichelte, ihn heimlich beglückte, mehr, als der lauteste Willkommengruß es vermocht hätte. Er lächelte, schüttelte sich auf einmal Herr der Situation. „Vielleicht fürchtete ich die Gefahr,“ sagte er halblaut.

„Gefahr?“ Sie warf geringförmig die Lippen auf.

„Hier thut Ihnen keiner was.“

„So mein' ich's auch nicht,“ lächelte er überlegen.

„Aber um Ihnen das zu erklären, müßte ich Sie mit meiner ganzen Lebensgeschichte bekannt machen.“

„Eine Geschichte?“ fragte sie aufhorchend, mit wärmerer Stimme. „Sie haben also eine?“

„Und wie für sich fügte sie feutzend hinzu: „Ich wollte, ich hätte auch eine.“

Er sah sie so fester an, daß sie betroffen schwieg. Seine täglichen Sorgen, das Geknecht der Zukunft, sein schiefes Verhältnis zur Gesellschaft — das fand plötzlich vor ihm wie der Cherub mit dem Schwert.

Er zwang sich zu einem Lächeln. „Ein teures Bergmännlein, mein Fräulein. Es kostet — Herab!“

„Gerade darum!“ rief sie, immer mehr aus sich herausgehend. „Mein Gott, so hindämmern! Was hat man davon! . . . Wir haben einmal einen Sturm auf dem Atlantik erlebt. Alles ging drunter und drüber. Man dachte jeden Augenblick: adieu, Welt! — Als es wieder still wurde, wußte ich auf einmal allerlei, was ich vorher nicht gewußt hatte.“

„Sag mir, was man sonst nicht denkt. Und dann das wunderbare Gefühl: nein, unterliegen läßt du dich nicht! Bon keinem, nicht einmal vom Tode!“

„Ah, es war schön!“

Sie sah, ohne mit der Wimper zu zucken, in das helle Licht hinein, das breit durch die Fenster strömte. Es lag eine tiefe Sehnsucht in ihrem Blick.

Hubert war's, als finge es in seiner Brust an zu brennen, sich zu dehnen, zu wachsen.

„Auch eine?“ hatte ihr Vater gesagt. Ja, gewiß, eine verwandte Natur. Gar nicht wie die anderen Weiber, feig und kleinlich, bange vor jedem Schmerz. Das war ihm etwas ganz Neues. Er grübelte, verstimulte.

„Woran denken Sie?“ fragte sie plötzlich.

„An Sie,“ antwortete er ruhig.

Sie sah ihn aufmerksam in die Augen. Nein, es war keine Unverschämtheit, daß er ihr das sagte. Der braucht ja die kleine Münze der Wrasen und Höflichkeit nicht, dachte sie. Und wie dünn bist du geweselt, sagte sie sich beschämt, dem zuzutrauen, daß er sich hat „bitten lassen“ wollen, aus Dichtereitelkeit, aus Bitterei . . . Und daß du ihn deshalb so schlecht behandelt hast.

Und er wußte sie im geheimen mit Johanna vergleichen. Die arme, demütige Johanna, der seine Laune Regen und Sonnenschein war — und diese hier, fest und selbstbewußt . . . so etwas Freies, Sicheres, Mutiges im Blick, in der Haltung.

So hatten sie beide ihre Verwunderung aneinander.

Charlotte, im Bewußtsein, ihn verkannt zu haben und ihm eine Genugthuung schuldig zu sein, lächelte auf einmal mit verfehlter Schelmerei.

„Soll ich Ihnen auch sagen, was Sie von mir gedacht haben?“

„Nehmen Sie Gedanken lesen?“

„Ein bißchen. Also: ich bin ein überpanntes Geschöpf. Habe ich recht?“

„Nein,“ sagte er sehr ernst. Es war ihm überhaupt fast unmöglich, eine Sache scherzhaft zu nehmen. Diese Frage, die ihn wirklich tief beschäftigt hatte, am allerwenigsten.

„Doch muß ich Ihnen gestehn,“ sagte er nachdenklich, „daß ich noch ein wenig im Dunkeln tappe.“

Tief, leidenschaftlich, phantastisch, selbstbewußt — ja, das sind Sie. Darauf schwärmt' ich schon jetzt. Lieberpannt? . . . Nein. Im Gottes willen! Wie können Sie den Begriff nur mit sich in Zusammenhang bringen?“

Die Wichtigkeit, mit der er ihr Wesen zu ergründen suchte, war ihr wieder halb amüßant, halb bestrebend. Ein richtiger Stau, dachte sie.

Sie zuckte voll Uebermut die Achseln. „Meine sogenannten Freundinnen behaupteten es. Weil ich nämlich so eine dünne Art hatte, mit mir selber immer auf dem Striegelsfuß zu sein. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen?“

Er sah sie staunend an. „Sie auch?“

„Natürlich!“ rief er recht! . . . So einen ewigen Hunger nach . . . man weiß selber nicht, was. Ach, und die andere, immer vollkommen mit sich und der Welt zufriedener . . . Und wenn ich nur ein Wort davon laut werden ließ, dann lachten sie mich aus. Ich wurde auch — wir legten uns alle große Namen zu — der „Haus“ genannt. Nun, Sie lachen ja nicht —“

Er sah sehr wenig danach aus.

„Haus,“ sagte er grübelnd, mit seinen mageren weißen Fingern sein Kinn streichelnd, „der Typus des Menschen aus zwei Welten . . . den Boden unter den Füßen hat er verloren . . . und wenn er in den Himmel greift, bleibt seine Hand leer.“

Sie lächelte. „Und doch kann er's nicht lassen. Und denkt immer, daß er noch einmal einen Stern, oder einen Sonnenstrahl, oder sonst was von da oben erwischen könne,“ sagte sie heiter scherzend.

„Jweliebige Geschöpfe wir alle, wir Künstler,“ murmelte er, sie tieffinnig anblickend wie etwas Merkwürdiges, das er nie zu sehr erwartet hatte.

„Sie sind auch Künstlerin . . . Ihr Vater sagte so etwas . . .“

„Und den ewigen Hunger . . .“

Er sprach nicht zu Ende. Und plötzlich, unter einem tiefen Blick, drückte er ihr die Hand, fest und kräftig wie einem Kameraden.

Charlotte hatte ganz betroffen aufgesehen bei dieser unverhofften Vertraulichkeit. Konfessionen waren sonst ihre Sache nicht. Aber dieser Mensch war so anders, so viel einfacher, so viel offener als alle, die sie kannte. In einem dunkeln Drange, sich ihm verständlich zu machen, hatte sie ihm wohl zu viel verraten von ihrem streng verschlossenen Innenleben.

Ein feines Rot der Scham überzog ihr Gesicht. Sie löste ihre Hand hastig aus der seinen.

Hubert, im Punkt der Gesellschaftsregeln nie ganz laffest, erschärfte hinterher über seine Kühnheit. Vielleicht hatte er etwas gethan oder gesagt, was in diesen vornehmen Kreisen verpönt war.

„Verzeihen Sie,“ sagte er schnell und unsicher.

„Sie sehen mich heut zum erstenmal. Und es ist vielleicht eine Unart, wenn ein Wildfremder . . .“

Sie schüttelte den Kopf. „Fremd? Ich kenne Sie ganz genau.“

„Sie meinen — meine Sachen?“

Sie nickte.

„Vergott! Für Frauen hab' ich ja nie . . . nicht mal meine Gedichte gehören auf den Schreibtisch einer Dame.“

„Eine Dame bin ich auch Gott sei Dank nicht,“ sagte Lotte in ihrer schnellen, heiteren Art. „Als Vadsch hatte ich zwar die größte Lust, eine rans-zubeihen. Aber Papa — Sie kennen Papa noch nicht genug.“

„Ich verstehe ihn schon.“

„Sehn Sie, und deshalb liegt auf meinem Schreibtisch auch so allerlei, was auf diesen unnützen Müßeln sonst nicht zu liegen pflegt. Und deshalb . . .“

„nein, das sag' ich Ihnen nicht . . .“

„Lebrigens,“ unterbrach sie sich plötzlich selbst und vorwurfsvoll, „warum wollten Sie nicht zu uns kommen?“

„Einfach, weil ich Sie nicht kannte und mir ganz falsche Vorstellungen . . . und dann — meine Verhältnisse . . .“

Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust.

Sie streifte mit einem ständigen Blick seinen

bescheidenen Anzug und blieb an seinem Kopf hängen. Er war nicht eigentlich schön, obgleich er kräftige und regelmäßige Formen zeigte. Neber seinen dichten Brauen hatten die Widrigkeiten seiner Jugend allerlei abgelagert: Trost, Verachtung, Verbitterung. Aber höher hinauf war die Stirn hell, friedvoll und von seltener Schönheit.

„Ihre Verhältnisse!“ rief sie. „Nein, so kleinlich dürfen Sie nicht sein. Nein, Sie nicht! Warten Sie nur — in ein paar Jahren sehn Sie uns alle über die Achsel an!“

Sie schwieg verwirrt, beschämt, kam sich entsetzlich tattlos vor, an seine Armut gerührt zu haben. Und er hatte es anders gemeint. Die Stetten, mit denen er gebunden war, fielen ihm ein.

Wie sollst du das verstehen? dachte er. Es kam ihm vor, als betrüge er sie. Er atmete auf, als die Thür sich öffnete, und das Zwiesgespräch, das eine so unerwartete Wendung genommen hatte, ein Ende fand.

Der Konjul trat ein, eine ältere Dame führend, die etwas unbehüßlich auf dem Füßen schien. Lotte sprang ihnen entgegen, schob ihren Arm unter den der häßlichen Frau und begleitete sie zum Sofa.

„Hier meine Schwester und Antipodia, Frau von Nienstedt,“ rief der Konjul.

„Liebe Sophie, dieser Herr empfiehlt sich deiner Guld. Nicht wahr, Herr Hubertus? Thun Sie's nur gleich im Anfange. Versichern Sie sich ihrer Guld!“

Frau von Nienstedt rubiger und etwas strenger Blick ruhte lange prüfend auf dem Gast. Hubert verneigte sich schweigend, feig und durchaus nicht verbindlich. Er hatte nicht die geringste Lust, sich irgend jemandes Guld zu empfehlen. Frau von Nienstedt merkte ihm an, daß diese Einführung durchaus nicht nach seinem Sinne war.

Sie hatten sich alle zwanglos in dem Geschen mit der Rhönzypolme nieder gelassen. Lolo sah, kaum sichtbar für Hubert, etwas im Hintergrunde. Doch hatte er fortwährend das Bewußtsein ihrer Gegenwart, wohlthuend, schmeichelnd, als ließe er sich von der Frühlingssonne betheimen.

Der Konjul war heiter und gesprächig. Alles strömte bei diesem Mann aus dem Vollen. Und verwunderlich war's Hubert, daß das vornehme Haus ihn nicht bedrückte. Aber das bißchen Dram und Dram kam neben diesen Menschen gar nicht in Betracht.

Er suchte sich auch mit der Schwester des Konjuls ins reine zu setzen. Ihr volles Gesicht hatte etwas Geschlossenes. Sie sprach wenig, doch jedes Wort war „wie in Erz geossen“.

„Wo ist denn Kläre?“ fragte Bergbauer auf einmal.

„Sie hat die Wirtschaftswoch. Gleich wird sie kommen.“

„Das arme Ding!“ sagte er gutmütig bedauernd.

„Lieber Wilhelm —“

„Parodon, Sophie, Ma, der mach's wenigstens Spaß. Aber die Lolo, wenn die die Aussicht hat — der reine Bergbau im Joch.“

Ein schlantes Mädchen kam hereingelaufen, ein halbes Kind noch, die vollen Wangen dunkelrot vom jungen warmen Blut. Sie grüßte ein wenig links, und Spott und Befangenheit sahen ihr aus den braunen Augen. Dann ging sie zur Tante und küßte ihr etwas ins Ohr.

„Sie essen natürlich einen Dösel Suppe mit uns,“ sagte Bergbauer und wollte von einer Weigerung nichts wissen.

Hubert blühte einen Moment unschlüssig auf Charlotte. Sie schmeichelte. Aber ihre lebhaften Augen sagten: so bleib doch!

Bergbauer hatte mehrmals nach der Thür gesehn. Jetzt, als sich draußen im Korridor ein Geräusch vernehmen ließ, sagte er zurichten: „Aha! Sie kommt also, die Hebererhöhung.“

Er hatte seiner Schwester den Arm gereicht. „Bitte, noch einen Augenblick. Wir haben noch einen Gast. Ich hab' ihn mir noch schnell gekapert, als ich unsern Dichter glücklich erwischt hatte.“

Kläre rief: „Ich weiß, Papa!“

Sie umschlang ihre Schwester und tuschelte, und als sich jetzt die Thür öffnete, lachte sie: „Da ist er!“

Karl Bedekind erblühte auf der Schwelle und blieb einen Augenblick wie angebannert stehen.

„Na? hab' ich's recht gemacht?“ fragte der Konjul.

Jetzt kamen ein paar Stunden, wie Hubert sie noch nie erlebt hatte. Nein, noch nie! sagte er sich, wenn er einen Moment aus dem Gläserausch zu sich selber kam. Das prächtige Zimmer, die feinen Tafelgeräthe, die Treibhausblumen, die vorzüglichsten Speisen! Dazu der Wein, der ihm, so vorzüglich er auch trank, gleich zu Kopf stieg.

Allmählich geriet Hubert in einen wahren Taumel der Berechnung. Gleichgültigen oder antipathischen Leuten gegenüber erforre ihm das Wort auf der Zunge. Heut aber sprudelte sein Bestes wie aus tiefsten Schichten Vater und Tochter zu.

Frau von Niensteds beobachtende Augen stürten ihn nicht. Doch regte sich sein Stumpfmut, wenn sie ihre Bemerkungen machte mit der unfehlbaren Nahe einer Sibille.

Er konnte seine Verwunderung über die Verschiedenheit der Geschwister nicht verhehlen.

„Ja, die Sophie,“ meinte Berghauer, „Die hat auch ihr Lebtag auf ihrer Scholle gesehen — eine Königin im Kleinen, ja die höchste Autorität in Sachen der Moral, des Gewissens und so weiter auf zehn Meilen in der Runde. Sie ist so positiv. Sie hat nie Zweifel. Es steht alles so bei ihr — es ist 'ne wahre Freude! Deshalb brauch' ich sie ganz notwendig als Korrektiv. Denn ich bin leider Gottes draußen ein Durchgänger geworden... hab' heute die und morgen die Ueberzeugung, bin mir nie zu alt oder zu geistig, das Beste anzunehmen, wo ich's finde, und schäme mich nicht, mit ledigen Jahren noch beim Leben in die Schule zu gehn. Und die Lolo —“ er krante sich mit humoristischer Zerknirschung hinterm Ohr — „die ist mir nachgeraten.“

„Gott sei Dank, Papa!“ lachte Lotte. Sie strahlte vor Lebensfreude, vor sprühender Ausgelassenheit. Es war ein formwührender Wechsel in ihrem Wesen, bald Heiterkeit, bald Ernst. Wie eine Landschaft an einem frühmorglichen Frühlingstage.

„Leider!“ sagte Frau von Niensteds nachdrücklich. In Hubert schwall die Kampflust mächtig auf. „Fräulein Lolo,“ wandte er sich an die würdige Dame auf dem Sofa, „hat ja am Ende auch das Recht, ein bißel Durchzüglerin zu sein.“

„Weshalb?“ Frau von Niensteds hob den Kopf.

„Nun — als Künstlerin —“

„Wollen Sie etwa für die Künstlerin besondere Gesetze gelten lassen? Soll nicht gerade sie immer in erster Linie Frau sein?“

„Mann oder Frau — über dem Menschen steht immer der Künstler. Wer dem nicht recht giebt, wenn er mit dem Menschen handgemein wird, der mag sich schämen wie er will — ein Künstler ist er nicht.“

„Sie werden mir aber doch zugeben müssen,“ sagte Frau von Niensteds etwas scharf, „daß jeder noch so hoch begabte Mensch vor allem die Pflicht hat, ein Vriehler der Moral zu sein.“

Dies Diktum traf Hubert an seinem wundesten Punkt. Pharisäerin! dachte er zornig. Aber er nahm sich gewaltig zusammen. Er sah Kläres Augen mit fündlich unbefangener Neugier auf sich gerichtet, während sie von einer Weintraube langsam Beere auf Beere pflückte und zierlich, mit spitzen Fingern, in den roten Mund schob.

Neben ihr sah Karl Bedekind, rund und rüchlich, in einer Hand das Dessertmesser, in der andern eine halbgelochte saftige Birne. Doch hatte er das Vorhaben, die süßste Frucht zu verpeifen, vor Schreck ganz vergessen.

Hubert war's, als er seines Freundes betroffene Augen sah, als müsse er verteidigen, was er sich als das Recht seiner höheren Natur herausgenommen hatte. „Nun, gnädige Frau, ist ja höchste Sittlichkeit. Und Künstler sind Zukunftsmenschen. Vorposten ihrer Generation, ja vielleicht vieler Generationen. Wie langsam kumpelt der Koloss der andern ihnen nach, verliert sie nicht, verläßert, verlegt sie — steinigt sie. Weil das, was sie thun müssen, was in Zukunft als Gesetz höherer Menschlichkeit gilt, von der dumpfen Zeit noch nicht begriffen, ja vielleicht unter irgend einen Paragraphen des Strafgesetzbuchs gehüllt wird...“

Er hielt inne, von Lottes leuchtenden Augen getroffen.

Dann schloß er energisch: „So eines Menschen höchste Kraft ist, da ist auch seine höchste Pflicht.“

„Bravo,“ sagte Berghauer.

„Für Ausnahmenaturen — Ausnahmegelege! Ihr vernichtet das Talent, wenn ihr's unterm Militärmaß dusen wollt!“

Wenn er Alltagsmenschen sich über das, was der Künstler thun oder lassen soll, wichtiguerisch verbreiten sah, erschien ihm das Land so wahnwitzig vermessene, als wenn ein Lautgeborener sich unterfinge, eine Beethoven'sche Symphonie zu betiteln.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ wandte er sich mit einer kleinen Verbeugung an die Tante, die Frömmlichkeit, in jedem Zug schweigende Opposition, ihm gegenüber sah. „Mir scheint, ich hab' mich da einer argen Keckerei schuldig gemacht. Aber es wird mich gewiß entschüden in Ihren Augen, wenn ich sage: mein bißchen Weisheit hab' ich mir errungen, wie einer, der, Wissenhaft halber, auf den Montblanc geklettert ist. Mit seinen gefunden Gliedern hat er vielleicht die Erfahrung bezahlt. Aber über den Montblanc kann er jetzt reden. Und mit besserem Recht als die Leute, die kläglich unten geblieben sind.“

„Ja!“ rief, ehe noch jemand anders hatte zu Worte kommen können, Karl Bedekind mit dem Bräutigam der Ueberzeugung. Es war sein Schicksal, Hubert glauben zu müssen. Sein empfänglicher Geist konnte den kräftigen Ideen des Freundes nicht widerstehn. Der stand wieder einmal gerechtfertigt vor ihm.

Er hatte bisher mit sehr gemischten Gefühlen am Tisch geessen. Ein ehrlicher Stolz schwellte ihn, zu sehr, wie sehr Hubert seiner Empfehlung Ehre machte. Immer war er der Mittelpunkt des Interesses. Und Berghauer sah man's an, daß er schon förmlich einen Barren getroffen hatte an seinem Dichter.

Woh in Lottes glänzende Augen durfte Karl nicht sehn. Dann überkam ihn ein seltsam bekommenes Gefühl. Sie ließ sie oft so selbstvergessen auf Huberts Gesicht ruhen. Aus ihrer sprühenden Lebhaftigkeit verlor sie manchmal in ein kurzes Träumen.

Er hatte sie beobachtet während Huberts Rede. Eine stille, weltentrierte Verklärung hatte auf ihrer Stirn, über den geknickten Augenlidern gelegen.

Sie ahnt ja nichts, dachte er, von dem tieferen Sinn seiner Worte. Auch Berghauer und die Tante nahmen sie ganz harmlos als allgemeine Betrachtungen.

Kläres lustige Blandieren hörten ihn fast. Gout wollt' er nur sehen, hören, beobachten. Variirte war er allmählich ganz einfüßig geworden, und sein energisches, unverwundenes „Ja!“ zog ihm die erstaunten Blicke aller zu.

In Hubert erweckte dies Wort eine plötzliche, unliebsame Erinnerung. Wie ein dunkler Schatten tauchte es auf — aber es hatte keine Macht — schnell zerrann es wieder.

„Ich bin — um bei Ihrem Bilde zu bleiben — keine Freundin vom Bergsport,“ sagte Frau von Niensteds ablehnend. „Und wenn zu ein Tollkühner sich den Hals bricht — man ließ das ja alle Augenblick in der Zeitung — hab' ich ihn beim besten Willen nicht so bedauern können wie zum Beispiel einen ehrlichen Arbeiter, der in seinem Beruf, für Weib und Kind verunglückt ist.“

Hubert zuckte die Achseln. Beschränkt! dachte er verächtlich. Als wenn unser Bergkragen nicht auch ehrliches Arbeiten wär! Aber wie sollst du das verstehen!

„Ich glaube, wir einigen uns nicht, gnädige Frau,“ sagte er, das Gespräch abbrechend. „Dafür will ich Ihnen aber das Recht anerkennen, mich gehörig auszuladen, wenn ich mir mal bei so 'ner Kletterpartie — bildlich — den Hals brechen sollte.“

„Dummes Zeug!“ schrie Berghauer und hielt Hubert sein Glas hin. „Auf einen glücklichen Aufstieg, Meister Hubertus!“

Von allen Seiten wurden ihm Bofale entgegengehalten. Auch seine Widersacherin war Weibdame genug, aus der Ferne ihr Glas gegen ihn zu erheben. Ganz zuletzt erst wagte er's, Lolo anzusehn. Wie ein Schwindel ergriff es ihn. Etwas war in diesen lebenssprühenden Sternen wie: Wir beide, nicht wahr, wir beide finden den Weg da hinauf!

In diesem Augenblick hob die Tante mit der ihr eignen Würde die Tafel auf.

Während des Kaffeetrinkens bewegte sich die kleine Gesellschaft zunglos in den schönen Räumen. Klären hatte es längst das Herz abgedrückt, ihrem Freunde Karl, mit dem sie noch voriges Jahr Haschen und andre wilde Spiele gespielt hatte, ihre Meinung über Hubert auszusprechen.

„Also der ist Ihr Freund?“ flüsterete sie, als sie beide allein im Zimmer zurückgeblieben waren.

Er nickte zerstreut. „Gefällt er Ihnen nicht?“ fragte er, bloß aus Gütmittigkeit. Denn was die Schwester über Hubert dachte, war ihm sehr gleichgültig.

„Gefallen?“ Sie hob die vollen Schultern. „Ich weiß nicht... Aber interessant ist er! Nießig! Fabelhaft!“

„So,“ sagte er trocken.

„Ich hab' mal den Don Karlos gesehn. So sieht er gerade aus. Bald wie: Hier liegen meine Reiche! Und dann wieder: Königin, das Leben ist doch schön!“

„Das letzte hat meines Wissens der Marquis Posa gesagt. Oder meinen Sie den vielleicht?“

„Nai! Ich weiß ganz genau, was ich meine. Ich will auch bloß sagen: er hat so was Besonderes. So à la Ritter Mandart. Wissen Sie, mit dem Schlüssel: Und wie sie ausschleift, liegen da alle seine zwölf toten Frauen.“

Karl mußte lachen und wurde dann wieder sehr ernst. Diefem Stinde, das noch ganz voller Märchen steckte, war der unerbillige Zug in Huberts Gesicht nicht entgangen. Jetzt machte sie ein paar Schritte nach der Tafel, auf der noch die Reste des Desserts standen.

„Die Lolo scheint sich gar nicht vor ihm gefürchtet zu haben,“ plauderte sie weiter. „Die mag solche Leute. Ich nicht.“

Sie steckte eine gebrannte Mandel in den Mund und knabberte vergnügt darauf los. Dann vertiefte sie sich in die Prüfung der übrigen Süßigkeiten.

„Wenn das die Tante sieht!“ warnte er.

„Gehn Sie nur!“ flüsterete sie. „Sie haben nichts gesehn.“

Er ging ins Nebenzimmer, das schweigsam dalag in seinem hellen Lichtglanz. Schon glaubte er, es sei leer. Da sah er Charlotte in der Nähe des Fensters stehn — ganz allein.

Sie stand da wie ein schönes Bild träumerischer Verunsicherheit, regungslos, den Kopf etwas gehoben, die Augen weitgeöffnet ins Leere gerichtet. Erst als Karl, dessen Schritte der weiche Teppich gedämpft hatte, dicht neben ihr war, schreckte sie zusammen und sah ihm in das ehrliche, ein wenig blaße und ernste Gesicht.

Es fiel ihr wohl ein, daß sie ihm heut erst wenig Worte gegnüt hatte. Sie lächelte zerstreut. „Ach, Herr Doktor!“ rief sie.

„Sie waren so in Gedanken, Fräulein Charlotte.“

„Woh müde. Ein bißchen abgepaunt. Nach dem Wein, wissen Sie.“

Sie füllte sich durch seinen ersten Blick bedrückt, wurde unruhig und suchte augenscheinlich nach einem Vorwand, das Tete-a-tete abzulärzen.

Vor acht Tagen hatte sie noch stundenlang freundschaftlich mit ihm geplaudert. Diese ganze Woche war er herumgegangen wie ein Kind vor Weihnachten. „Fräulein Lolo,“ fragte er, „wie weit ist Ihr Bild?“

„Welches Bild?“ Ihre Augen schweiften umher. Sie schien zu horchen.

„Ihr letztes. Von dem wir neulich sprachen.“

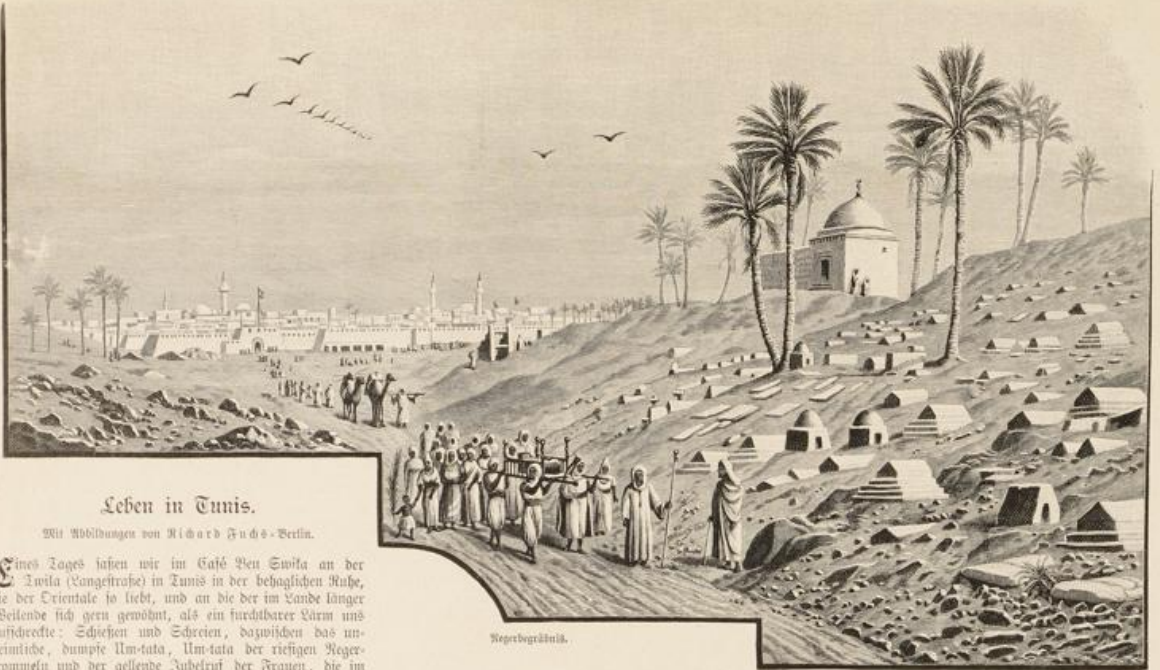
„Ach so!“ Eine plötzliche Lebhaftigkeit kam in ihr Gesicht, ihre Glieder, ihr ganzes Wesen. Sie war wie verwandelt. „Kommen Sie,“ rief sie, „ich zeig's Ihnen.“

Sie ließ ihm fast voran, mit ihren schönen, leichten Bewegungen, die an Schwalbenflug erinnerten. Das letzte Zimmer in der Flucht lag nach Norden. Sie benutzte es gelegentlich zum Malen. Ihr eigentliches Reich war im Oberstok. Das Aroma seiner Rarren drang ihnen entgegen. Laute Männerstimmen schollen aus dem Zimmer.

Als sie eintraten, fanden sie die beiden Herren vor einigen Bildern, die an den Wänden aufgehängt oder an passenden Klagen aufgestellt waren.

„Also er ist begeistert, Lolo!“ rief Berghauer vergnügt. „Warum hast du dich denn verkrochen?“

(Fortsetzung siehe Seite 182.)



Leben in Tunis.

Mit Abbildungen von Richard Fuchs, Berlin.

Eines Tages sahen wir im Café Ben Swifa an der Zawiya (Langestrasse) in Tunis in der behaglichen Ruhe, die der Orientale so liebt, und an die der im Lande länger Weisende sich gern gewöhnt, als ein furchtbarer Lärm uns aufschreckte: Schreien und Schreien, dazwischen das unheimliche, dumpfe Um-tata, Um-tata der riesigen Negertrommeln und der gellende Jubelruf der Frauen, die im höchsten Distanz tumftänzig ihr „Müllililil, Müllililil“ ausstießen. Alles stürzte auf die Straße. Von weitem sah man zunächst nur das Ausflügen von Schäften, den wallenden Haaren, überragt von grüngelben und gelbbraunen Köpfen. Die wilde, lärmende Parade kam näher. Es waren die Neger der Vorstädte, denen ihr greiser Pabbas (Priester, Vater) mit größter Feierlichkeit voranzieht. „Was ist denn da los?“ fragten wir, und alsbald gab uns Mohammed el Tzir (Mohammed der Hebräer), ein bekannter, seiner Gesandtschaft wegen allerbekanntester Lagedieb, folgende Auskunft:

„Es war einmal ein sehr großer Heiliger, genannt Sidi Saad. Der wohnte vor vielen Jahrhunderten hier vor den Thoren an der Dschebel Daffenn (Daffenberg). Der heilige Mann war ein großer Freund der Armen und Belästigten, besonders aber nahm er sich der von allen verachteten Neger an. Sie waren damals alle Sklaven und wurden fürchterlich geprügelt. Wenn zu Sidi Saad ein Schwarzer kam, nahm er ihn auf; hungerte er, so gab er ihm zu essen; war er krank, so pflegte er ihn; wurde er verlor, so nahm er ihn auf als Gottfreund. Nachdem Sidi Saad hundert Jahre alt geworden war, starb er. Alle weinten, und er wurde auf dem Dschebana bei Daffenn (dem großen, nach seinem alten Freunde benannten Daffenn-Friedhofe) mit aller Feierlichkeit beigesetzt. Hier lemt alle sein heiliges Grab.“

Dier erhob sich Mohammed el Tzir und verneigte sich tief nach der Richtung der heiligen Stätte hin.

„Die Sklaverei“ — so fuhr er fort — „wurde nun sehr schlimm, da Sidi Saad keinen der Schwarzen mehr beschützte. Der Jammer war schrecklich. Allen that es leid, aber man konnte nichts machen. Da kamen die Könige der Rumi (Europäer) der ganzen Welt zusammen und hatten Mitleid mit den armen Negern. Dann befehlt der König von Spanien, die Königin von England, der König von Frankreich und der König von Rußland (Oesterreich) und der König von Amerika, es sollten von jetzt an gar keine Sklaven mehr auf der

Erde sein. Die Könige befehlen es, aber den armen Negern wurde nichts gesagt. Ihr Gland wurde noch schlimmer, denn die Post hatte den Brief mit der Freilassung noch nicht gebracht.

„Da, mitten in der Nacht, kam in das Dorf der Neger ein ganz, ganz alter Mann. Keiner kannte ihn, aber als er nach dem Altenen fragte, da erkannte ihn dieser gleich an der Stimme und fragte: „Kati Sidi Saad es Sadok? — Bist du unter Derr Saad der Fromme?“

„Ja,“ sagte Sidi Saad, „ich bin es und bin von den Toten auferstanden und bin gekommen im Namen Allahs, damit ihr alle befreit werdet, wie es die Könige der Rumi befohlen haben. Führt mich gleich zum englischen Konsul!“ Sie fuhren ihn auf den großen Platz, und so ging Sidi Saad zum englischen Konsul. Als Ritter Thomas ihn sah, wußte er sofort, daß Sidi Saad vor ihm stand, und freute sich. Der Heilige sagte ihm nun, daß der Brief mit der Freilassung von der Post noch nicht gekommen sei, daß aber Allah ihn mitgeteilt habe, Ritter Thomas solle die Neger befreien. Ritter Thomas jog auf der Stelle die großen Reitknecht an und ging zum Bey. Seine Heiligkeit der Bey schlief und wurde sehr böse. Da schlug

Ritter Thomas mit der Reitpeitsche auch sehr böse auf den Tisch und sagte: „Die Königin befehlt, daß alle Sklaven heute noch freigelassen werden.“ Seine Heiligkeit befreite sofort alle Sklaven, und als er von Sidi Saad hörte, freute er sich, denn nun wußte er, daß der Gesandte Allahs gesprochen habe. Seitdem sind die Neger frei. Deshalb feiern die Neger alle Jahre den heiligen Sidi Saad, ziehen fröhlich durch die Stadt mit Schreien und Trommeln nach dem Friedhofe und lobpreisen Sidi Saad, den Heiligen. Der englische Konsul aber giebt dazu immer zwanzig Franken für Pulver.“

So erklärte uns der brave Mohammed el Tzir den auf einem unserer Bilder dargestellten Festzug, der nun mit unglaublichem Lärm an uns vorüberkam.

Eine zweite Skizze zeigt einen andern mohammedanischen Friedhof bei Tripolis, wohn der Orientaler Richard Fuchs wiederholt Reisen gemacht hat. Ein Leichenzug bewegt sich nach dem Friedhofe hin, in dessen Marabout (Lammel) unter den Palmen ebenfalls der heilige Sidi Saad ruhen soll. Die Menge der Gräber, von denen die städtischen, der

Vorm jenes Marabout nachgezählten den Reichen, die niedrigen Gräber den Armen bestimmt sind, deutet auf die besondere Heiligkeit des Ortes hin, der die Thatfache, daß Sidi Saad auch in Tunis ein Grab hat, feinerlei Eintrag thut.

Ein Negerdorf vor der Stadt veranschaulicht die dritte Skizze. Dort wohnen in ihren aus Stroh, Rinde und Palmblättern erbauten Hütten die jetzt freien Neger, die sich auf den Feldern als Landarbeiter verbinden, im übrigen aber noch nach ihren heimischen Gebräuchen leben wie unten im Sudan, dessen trübseligen Gesinden die meisten entstammen: ein harmloses, arbeitames, freundliches Völkchen, unter dem man ebenso oft goldene Halsketten wie schöne Gefallen findet.

H. N. KERNIA.

*) Diese Scene ist historisch.

Negergräber.

Mohammedanischer Begräbnisplatz bei Tripolis.



Negerdörfer bei Tripolis.



Wapre-Gruppen in Amritsar, im Moment des heiligen Ganges.

Rich. Tuchs.

Dattest wohl bange, daß er dich runterreißen könnte?"

Es war beinahe, als hätte sie derartig ge- fürcht — so sehr verlor sie sich jetzt ihr Gesicht.

"Ist's Ihnen nicht zu . . . zu groß?" fragte sie zaghaft.

"Na, Gott sei Dank, Damenarbeit ist's nicht," rief Bergbauer statt seiner. "So tipp, tipp . . . und alles hübsch ausgeführt und verschönert." Der Köchul legte einen ungläublichen Hohn in das Wort. "Für jeden ist's ja nicht," sagte Lotte leise, fast demüthig.

Guberts "Begeisterung", die sich bis jetzt bloß pantomimisch, in einem Händedruck, geduldet hatte, fand nun auch ein paar Worte. "Ich bin ja kein Kenner," sagte er. "Ich kann bloß sagen: es ist echt."

Lottes Augen sprühten wie ein paar kleine Sonnen.

Und nun gerieten sie in ein Kunstgespräch, und es fand sich eine solche Harmonie in ihren Anschauungen, ihrem Wollen, ihren Urteilen, daß sie sich nur immer vor neuem mit glücklichem Ersäunen in die Augen sahen.

Karl Weckelnd stand dabei und hörte zu und hatte eine Aigarre, die der Köchul ihm angeboten, abgelehnt und angezündet. Aber er legte sie plötzlich nieder.

"Verzeihen Sie," murmelte er mit einem fahlen, müden Gesicht, "aber es wird nun doch Zeit. Wir dürfen nicht länger fören."

Gubert fiel wie aus dem Himmel. Unwillkürlich leuchtete er. Aber es mußte sein. Einmal mußte er ja doch heraus aus dem Paradiese, zurück in seine Leide, Kälte und Unwillkürlichkeit.

"Warren Sie," sagte Bergbauer, "ich geh' mit. Muß noch zu 'ner Ausdubühnung. Gaben mir da wieder 'nen Kasten aufgehängt —"

"Aber Papa, du mußt doch auch an dich denken!"

"Ach was! Wenn sie mich brauchen können! Mich daher zu setzen und mein Kobogara zu pflegen, dazu bin ich in zehn Jahren noch nicht alt genug."

Sie verabshiedeten sich von der Tante, die würdevoll in ihrem Sopaplay thronete. Die Mädchen gingen mit ins Besogzimmer und halfen ihrem Vater, sich reisefertig zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Neuheiten der Deutschen Verlags-Anstalt.

Seit Heinrich von Pöschinger in den ersten beiden Bänden seines Werkes „König Bismarck und der Bundesrat“ eingehend die Begründung zunächst des Norddeutschen Bundes und dann des gesamten neuen Reiches behandelt, so schüßert er in beiden Bänden, der die Zeit von 1874 bis 1878 umfaßt, den weiteren Ausbau und die mannigfachen Schwierigkeiten, die dem ehrsüchtigen Künstler sich entgegenstellten. Nicht nur die Opposition im Parlament hatte er zu überwinden, sondern oft auch Widerstand in Bundesräte, ja bei seinen eignen Ministern, von denen nicht jeder immer geneigt war, der von großem Gesichtspunkte geleiteten Politik Bismarcks zu folgen. Neben dem amtlichen Material fanden dem Herausgeber wieder besondere Quellen zur Verfügung, nämlich Aufzeichnungen und Briefe hervorragender Mitglieder des Bundesrates und sonstiger Männer in wichtiger Stellung, die mehr hören und erfahren, als gewöhnlichen Sterblichen vergönnt ist. Ein Teil der Persönlichkeiten ist uns schon von den früheren Bänden bekannt; so der hachsteburgische Bevollmächtigte Koeber von Seebach, dessen nach der Heimath gerichtete Briefe wieder viel Interessantes bringen, und die bairischen Minister Jolly und von Freyberg, deren Aufzeichnungen nach manchen merkwürdigen Beiträgen zur Geschichte der Jahre 1870—71 und darunter manches Kuriosum enthalten. Zum Beispiel: Bekannt ist, daß der greise Generalfeldmarschall von Stremow noch in spätem Alter eine junge Frau nahm, aber erst hier erzählt man, daß er schon vorher dem Ewig-Weiblichen gegenüber ein Schwere- nöte war. Einst hatte er für die Spectendiva Nila Nöder geschwärmt, dann für eine andre Dame, die sich später verheiratete, und bei einer vom Fürsten von Hohen- zollern veranstalteten Soirée trifft der greise Held nebst seiner jungen Frau mit den beiden alten Herren zusam- men, und trotz aller Kenntnis der gegenseitigen Lage unterhalten sich die drei Damen vortrefflich miteinander.

Wie ein Kuppel, das den Titel „Wie man Minister wird“, zu führen hätte, lesen sich die Aufzeichnungen über den Amtsantritt des Finanzministers Hobrecht. Der Ge- währsmann für diese launige Geschichte ist zwar nicht ge- nannt, aber leicht zu erraten, nachdem erit vor kurzem der Regierungspräsident von Liedemann in einem öffentlichen Vortrag das Vorkommen ähnlich, doch nicht so ausführlich,

erzählt hat. Nach Camphausens Rücktritt, im Früh- jahr 1878, war Bismarck in Verlegenheit um einen preussischen Finanzminister, da verschiedene Personen, denen das hütle Amt angeboten war, abgelehnt hatten. Die Vorschläge, die Herr von Liedemann, Chef der neu errichteten Reichskasse, machte, erhielten nicht die Zu- stimmung des Königs, und so bestand sich erstere, um neue Vorschläge ersucht, in unbegreiflicher Stimmung. Gegen Witternact — beim Reichskassier arbeitete man oft noch viel länger — nicht Liedemann abgepannt seinen Klab auf, trifft hier den hädlichsten Baurat Hobrecht und fragt ihn höflichweise nach dem Befinden seines Bruders, des Oberbürgermeisters von Berlin. Dabei schirft ihm der Gedanke durch den Kopf, ob nicht dieser, der unschätzbare Leiter des größten deutschen Gemeinwens, der geeignete Mann sei. In demselben Augenblick erscheint ein Diener, der Liedemann nochmals zum Kassier befehlet, und der Fürst empfängt den Ein- tretenden mit den Worten: „Nun hat Stephan auch abgelehnt. Na, Vater, was haltst du zu?" (Na, Töpler, was machen wir nun?) Liedemann schlägt irrtümlich seinen Kandidaten vor, Bismarck stimmt zu und bittet seinen Geheimrat, Hobrecht sofort anzuschreiben. Nachts nach ein Uhr klingelt also Herr von Liedemann an der Wohnung des Oberbürgermeisters, um zu erfahren, dieser sei noch in Gesellschaft, werde aber bald heimkehren. Richtig erscheint nach einer halben Stunde das würdige Stadtpaupt, in ungemein sühler Stimmung, die auch nicht durch das Er- scheinen über den späten Besuch vermindert wird. Jah aber führt auf die Frage, ob er nicht Finanzminister werden möchte, der Oberbürgermeister empur, und nachdem er sich eingemauert von seiner Verblüffung erholt, meint er: „Die Sache könnte einzu ja mit einem Male rühtern machen!“ Schließlich entscheidet er sich: „Ich werde mir die Sache beschlafen. Wenn ich aber morgen im Klare zu beste wie heute in der Vergehheit, so sage ich ja.“ Den Fürsten ergohte die Schilderung des Vorgangens ungemein; er mochte wohl an das berühmte Diktum denken: „Wer niemals einen Raubstahl gehabt“ und so weiter. Die Thätig- keit des neuen Finanzministers war zwar nur von kurzer Dauer, aber die politischen Gegenläge zwischen beiden Männern trübten nicht das persönliche Verhältnis.

Eine wertvolle Ergänzung zu den Bismarck-Büchern Pöschingers ist das ebenfalls von ihm herausgegebene Bismarck-Portefeuille. Es enthält bisher nicht veröffentlichte Auszüge aus der amtlichen Korrespondenz des ehrsüchtigen Königs, und auch hier stehen wir über keine Vielseitigkeit. Ob es sich um den Bau einer Dorsfirde oder die Unterfützung einer Nordpolexpedition handelt, ob eine Sekundärbahn oder die Frucht für künstlichen Dünger in Frage steht, stets trifft er den Nagel auf den Kopf, und wo er sich einer Sache annimmt, da geht er scharf ins Zeug. Ebenso finden wir in den Privatbriefen und Devisen, obwohl es sich dabei häufig nur um Versicherungen des Dankes handelt, stets ein eigenartiges Wort, das von Kenntnis der Sachen und Personen zeugt. Ferner führt das Portefeuille in Erweiterung der sonstigen Werke Pöschingers die Mittheilungen Bismarcks an der inneren Politik vor, und wie die Aufzeichnungen Kubels Umbaus aus den Jahren 1878 bis 1884 manches Neue enthalten, so fügen die Warr-Erinnerungen von 1862 bis 1864 dem Charakterbilde des großen Mannes manchen bemerkens- werten Zug hinzu. Neues bietet auch der Abschnitt „Bis- marck und Anhalt“, aus dem wir erfahren, daß dieses Landchen Anno 66 ohne die Voricht des lebenden Ministers Sinters in bedenkliche Lage geraten wäre, und aus dem Kapitel „Bismarck im Antiquariat“ werden Autographen- sammler mit Interesse erfahren, wie hoch die Schriftzüge des Reichskassierers und seines ältesten Sohnes im Handel bewertet sind.

Die Fortsetzung seines im vorigen Jahre erschienenen Werkes: „Aus dem Lager des Rheinbundes“ giebt General Dr. Albert von Bitter mit dem für die militärische wie diplomatische Geschichte jener Tage nicht minder wer- thvollen Buche: „Aus dem Lager der Verhandlungen 1814—15“. Wieder durfte der Verfasser aus einer Reihe bisher nicht zugänglicher Quellen schöpfen, nament- lich aus dem weitestverbreiteten geheimen Haus- und Staats- archiv und der Privatregistratur weiland König Friedrichs von Württemberg, und so merlen diese Blätter auf manchen bisher dunkeln Punkt ein helles Licht, das allerdings manches Unreueliche enthält. Von den mehr oder minder verhetzten Intriguen der großen Mächte gegeneinander erhalten wir ein anschauliches Bild, ebenso von der gegen- seitigen Eifersüchtel der „Kleinen“ und ihrer Sorge, von den „Großen“ unterdrückt zu werden. Diese Darlegungen stimmen höchst mit der allgemein üblichen Vorstellung von der einmütigen Begeisterung, mit der zum zweiten Male die deutschen Volkstämme gegen den Korhen zu Felde zogen, aber sie entsprechen doch der Wahrheit. Was flammerten die Regierenden das Volk und seine Hoff- nungen! Würde doch nicht einmal der sehnsüchtige, schon 1813 laut ausgesprochene Wunsch nach Wiedervereinigung des von Ludwig XIV. fresh geraubten Elfa erfüllt! Nach dieser Richtung muß man durchaus mit König Friedrich von Württemberg sympathisieren, der eifrig für die Rück- nahme des gerabten Landes wirkte, und wenn er es auch

für sich selber haben wollte, diese Wendung wäre jedenfalls besser gemein als die Belassung des eht deutschen Landes in fremder Hand, aus der es später nur mit blutigen Opfern zurückeroberet werden konnte. Wäge bei dem Könige auch das brennende Interesse vorgegangen haben, mit seinen schmerzlichen Ausruf hatte er doch recht: „So sind alle Anstrengungen wieder umsonst gewesen, Südwestdeutsch- land ist so wenig gegen Frankreich geschützt, als es bisher war.“ Und ein merkwürdiges Wort finden wir in dem Berichte des Grafen Bünzingerode, der 1815 württembergischer Ge- sandter in Paris war. Das er über die vom Tages- lande brohenden Gefahren sagt, erdient uns wohl über- treiben, hellenweise sogar komisch, aber es mutet uns doch wie prophetisch an, wenn er darauf hinweist, wie Preußen dahin gelangen könne, unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung und des deutschen Volksgewisses eine „Revolution“ herbeizuföhren, die die Kaiserkrone auf das Haupt der Nachkommen des Burggrafen von Nürnberg legen würde. Viele Proben genügen wohl, um erkennen zu lassen, welche Fülle neuer Aufschlüsse General von Bitter nicht nur dem Historiker von Sach, sondern auch jedem Freunde deutscher Geschichte erschaffen. Ob der Verfasser uns auf das Schlacht- feld führt oder uns den Einblick in das geheime Gesehe der Diplomatie gewährt, stets hält er das Interesse erge, und gegenüber den dunkeln, von lässlichem Egoismus ge- spinnenen Fäden mag den Leser der Gedanke trösten, daß es doch besser geworden im Deutschen Reich.

Von den Kämpfen der langwierigenen Tage gelangen wir auf die neuesten berühmten Schlachtfelder mit dem „Reichsständischen Feldzug der Türken“ von Dr. G. A. Feser. Den Veran dieses Mates ist der Autor wohl bekannt, denn als im vergangenen Frühjahr die Wolken im Wetterwinkel Europas sich immer dichter zusam- menzogen, begab er sich auf den Kriegspfad, und war er auf der schwebenden Reite in das türkische Hauptquartier und auf den Schlachtfeldern beobachtet, das hat er unter Bei- gabe photographischer Momentaufnahmen anschaulich geschildert. Natürlich aber konnte er damals nur in der Nacht des Augenblicks arbeiten und keine zusammenhängende, Ursachen und Wirkungen nach voller Gehäur abwogende Darstellung geben. Eine solche bietet er jedoch jetzt dar, und wie er die militärischen Vorgänge mit den Augen des Sachmannes beobachtet und laudliche Schilderungen giebt, so erweist er andererseits mit feinen persönlichen Erzählungen die lebhafteste Teilnahme des Verles, umsonst, als er gern auch den Humor zu Worte kommen läßt. So ist das von zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes begleitete Buch nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des griechisch-türkischen Feldzuges, sondern auch eine unterhaltliche Lektüre.

12 6

Der Roman „Dunit“ von Johannes Richard zur Negebe, den wir im Laufe des Sommers in diesen Blättern veröffentlicht, liegt nunmehr, zu einem stattlichen Bande zusammengefaßt, als Buch vor. Untre Leser werden das Erscheinen des interessanten Werkes in dieser Form zweifelsohne willkommen heißen, da sie ihnen Gelegenheit bietet, das von dem Verfasser entnommene, groß angelegte Lebensbild aus der nordöstlichen Grenzmark uners Heimat- landes in der ganzen Geschlossenheit seiner Komposition an sich vorüberziehen zu lassen. Der Negebeche Roman hat noch während seines Erscheinens ungewöhnliches Aufsehen erregt und seinen Urheber, der sich schon günstig durch einige frühere Werke, namentlich den Roman „Unter Paganern“ und die Novelle „Kismet“, eingeführt, zu einer der allerersten Stellen unter uners Erzählern vorrücken lassen. Negebes farces Talent bekundet sich vor allem in dem scharfen und sicheren Bild, mit dem er das viel- gehaltige Leben der Gegenwart erfaßt, um sich aus ihm die püchischen Probleme für seine Darstellung anzuschauen. Was er uns vorführt, ist darum von einem Zuge der Wirklichkeit erfüllt, der sich nirgendwo aufhängt, dafür aber überall mit impulsive Gewalt wirft. Seine Per- sönlichkeiten sind „handelnde Menschen“ im besten Sinne des Wortes, und kein Roman veranschaulicht ein Stück Mensch- lichkeit so ergreifend und packend, wie es nur die Schöpfung eines berufenen Dichters vermag. Wenn das Werk bis- her schon Freunde in ungewöhnlich großer Zahl gefunden, wird es jetzt, wo es aus dem Kreise der beschränkten in den der weiteren Öffentlichkeit übergeht, sich neue Scharen von solchen in stets größerem Umfange erwerben.

Wen ab aus der Gegenwart und der gesondeten Um- gebung führt uns Richard Voh in seinem neuesten Roman „Der neue Gott“, wohl dem eigenartigsten und glän- zendsten Werke, das der Heber des Dichters entfloßen. In demselben giebt ein bedeutames Stück Weltgeschichte an uns vorüber, der Beginn und die erste Ausbreitung des Christentums durch die Blutzugenschaft, aber so, wie nur ein Dichtergenie diesen Gegenstand zu erschaffen vermag. Untre Literatur hat vielleicht nur ein Werk, das sich mit dem neuen Völkchen Roman zusammenstellen läßt, Schöffels Novelle „Dagido“, in der wir hier die ganze Stimmung einer mittelgeschichtlichen Epoche in enghen Rahmen zu- sammengefaßt und. Was Voh uns giebt, ist das Ergebnis einer frei gehaltenen Dichterschönheit, aber der Dichter hat zu dieser Vision nur dadurch gelangen können, daß er sich auf das tiefste und innigste in den Geist einer weit

hinter und liegenden Zeit verankert. Der Schauplatz der Erzählung ist abwechselnd Rom, das südliche Italien und das heilige Land, und die hauptsächlichsten in ihr auftretenden Gestalten sind auf der einen Seite Kaiser Liberius, dessen Nachfolger Calligula und der römische Priesterkönig Nerva, und auf der andern das wieder zum Leben erweckte Lächertein des Julius, Julia Procula, die Gattin des Landpflegers Pontius, Veronica, die Hütern des Schweituches, und die Kaiserin Maria aus Magdala. In letzterer löst der Dichter die erste Märtyrerin für die neue Heilslehre auf. Als Triebfedern der vor uns sich abspielenden Vorgänge wirken der Kaiserinnwahn der von ihrer äußeren Nachfolgerin verdrängten Kaiserin des Augustus und der Velemermut der ersten Kaiserin. Das Ringen dieser geistigen Mächte wird uns in einem Gemälde von jenseitiger Geistesarbeit und Kraftbegeisterung voranschaulicht. Von besonderer Reize sind die landschaftlichen Schilderungen, die uns oft mit wenigen Federstrichen den Schauplatz der Begebenheiten vor uns liegen stellen, als ob er sich unmittelbar vor uns befände.

In fernere Zeiten und in den Bereich des Morgenlandes führt uns gleichfalls die historische Erzählung „Alep-patra“ von H. Rider Haggard. In dieser wird uns die biblisch nach Schloßpreuss Vorgang wechselläufig (unter andern auch durch den bekannten Roman von Übers.) verwertete Geschichte von dem tragischen Untergang des Helden Marcus Antonius und der ägyptischen Königin Kleopatra vorgetragen. Der Verfasser sucht durch seine Darstellung vor allem die bis jetzt vielumstrittene Frage zu lösen, weshalb bei Actium Kleopatra gelobten und Antonius ihr mit Preisgebung seines Thrones und seiner Flotte gefolgt sei. Nach seiner Darstellung hätte dabei eine Intrigue des über den Abfall der Königin von den heimischen Göttern erzürnten obersten Jüdisch-Priesters eine wesentliche Rolle gespielt. Rider Haggard weiß keine Hypothese denkbar, falls als nicht unaufrichtiglich hinzuwirken, der Haupttreibender dieses Buches liegt indes in dem äußerst fesselnden und spannenden Verlauf der Erzählung. Sieh ganz in den Sinn und den Geist der alten Zeit verwickelt läßt der Autor einen Negener aus ägyptischer Stämme — eben jenen Jüdisch-Priester Darmad — als Erzähler auftreten und über die Ereignisse berichten, die sich unter seinen Augen und zum Teil auf seine Veranlassung zugegetragen haben. Die ganze Darstellung erhält dadurch eine Unmittelbarkeit, die ihren Eindruck auf den Leser nicht verfehlt und ihn unwillkürlich mit sich fortzieht. Wenn der Tod der Königin etwas anders als gewöhnlich dargestellt wird, liegt dafür eine alte Lieberlieferung vor, denn schon Schiller des Altertums haben den Selbstmord durch Katerniß tödlich als ein weitverbreitetes Gerücht dargestellt, während der wirkliche Vorgang sich der Kenntnis ganz entzieht.

Pierre Loti weiß uns in seinen amüsanzen und geistvollen Erzählungen gewöhnlich in ferne Weltteile, in die actischen Regionen oder in die Inselwelt des fernsten Ozeans zu verziehen. Anders in seinem neuesten Roman „Kamaitoh“; in diesem läßt er auf dem Boden jenes Ozeanlandes, und dennoch läßt er darin eine Welt vor uns entstehen, die uns vollständig befremdet und so gut wie eine unbekante annimmt, das französische Vorkland am Nordabhang der Pyrenäen. Hier, wo die moderne Kultur durchaus nicht fremd ist, wo aber Volkstümlichkeiten und Gebräuche sich nicht nur seit Jahrhunderten, sondern vielleicht seit Jaharthunden erhalten haben, bietet das geistige Leben Eigenartlichkeiten und Widersprüche dar, wie sie sich vielleicht nirgendwo anders mehr finden. So vereinigt sich hier die religiöse Heiligkeit mit einer Rechtsanschauung, die das Schmutzgericht als ein Gemeindegut sieht, das mindestens ebenso anständig wie jedes andere ist und sich in ganzen Familien von Geschlecht zu Geschlecht als etwas Selbstverständliches vererbt. Dabei gehen freimütige und weibliche Anschauungen Hand in Hand mit solchen, die von heimlicher Engbergigkeit eingegeben werden. Daß es bei derartigen Verhältnissen zu Konflikten wirklich tragischen Charakters zu kommen vermag, liegt auf der Hand. Eine derartige Tragödie bildet den Kernpunkt des gegenwärtigen Romans. Ein Liebeshaar, das sich von Jugend an als füttereinander bestimmt anziehen kann, wird in grauenerregender Weise auseinander gerissen, nicht etwa weil der junge Mann, um den es sich handelt, dem Schmutzgerichte nachgeht — das ist altüberlieferter Landesbrauch —, sondern weil seiner Geburt ein Mangel anhaftet, und das ihm von ganzen Dörfern zugehorende Mädchen sich bedingungslos dem Sturzfall einer Mutter fügen muß. Der Sturmwind der Leidenschaft fuhrt an der Landeshälfte dasselbe Gemahnis wie die wirkliche Windsbraut an der steilen Felswand der Pyrenäen.

In einem ziemlich scharfen Gegenjage zu der trotz ihres delatanten Anflugs geistvollen Romantik Lotis steht die literarische Freilichtmanier, in welcher der Roman „Geschichte eines jungen Mädchens“ der dänischen Erzählerin Erna Juel-Hansen gehalten ist. Hier begegnen uns Schilderungen aus dem Wirklichkeitsleben, die uns mit ruckhaltiger Offenheit die Strebungen und Irrungen eines jungen Menschenlebens dargeben. Der Roman verjelt dabei eine polemische Tendenz, indem er darzulegen versucht, wie das Schicksal seiner Heldin wesentlich das

Ergebnis einer falschen, auf der einen Seite von haltlosen Grundbügen und auf der andern von einer nicht minder verwerflichen Sorglosigkeit geleiteten Erziehung ist. Die Schilderungen aus dem Leben der Gegenwart, welche die Verjahren giebt, lassen ihr Darstellungs- und Erzählungstalent in hellem Lichte erscheinen.

Fast zehn Jahre nach dem Erscheinen des „Rückblicks“ aus dem Jahre 2000“, der bei den Geistesblenden der ganzen Erde einen so beispiellosen Erfolg errang und seinen Urheber mit einem Schlag zu einem berühmten Manne machte, ist Edward Bellam's nunmehr mit einem neuen, größeren Werke hervorgetreten. Der Roman „Gleichheit“ behandelt dasselbe Thema wie der „Rückblick“ und ist seine unmittelbare Fortsetzung. Dabei erläutert und erweitert er die Ausführungen des früheren Buches, das „Bild des „Zukunftstaates“, wie es in jenem enthalten ist, vertiefend und weiter ausgefaltet. Wir erhalten daher wiederum ein Buch, das nicht nur in ungewöhnlichem Grade unterhält, sondern in Bezug auf alle sozialen Fragen eine Fülle von neuen Anregungen darbietet, die nicht verkehren werden, auf lange Zeit hinaus das Interesse der Denker in Anspruch zu nehmen.

Wenn vor einiger Zeit einige glückliche „Buch-Ausgrabungen“ die literarische Welt in Staunen setzten, so darf man sich jetzt auf eine neue Liebererziehung gefasst machen. „Ptah-hotep über den Umgang mit Menschen“ nennt sich ein Buch, das von seinem Entdecker und Herausgeber Oskar Wagner treffend als ein „altägyptischer Ratgeber“ bezeichnet. Es enthält die Lehren praktischer Lebensweisheit des unter der 5. Dynastie wirkenden ägyptischen Prinzen und Nomarchen Ptah-hotep und tritt mit Spuren seines ebenbürtigen Alters und dem charakteristischen Bildersinn eines ägyptischen Papyrus vor den Leser. Dieser darf sich allerdings nicht darüber wundern, daß die Gestalten der Pharaonenzeit ihn etwas bekannt annimmt; unter der Sonne giebt es eben nichts Neues, und es war alles schon einmal da“, wie der weise Rabbi Ben Aliba sagt. Aus diesem Gesichtspunkt möge man daher diese neueste „Ausgrabung“ auf sich wirken und sich von ihrer praktischen Weisheit durch die Fährnisse des Lebens geleiten lassen. Verlangt man aber absolut Neues, so vermag das ebenbürtige Buchidid auch dieses zu bieten: deutschen Humor in altägyptischer Gewandung!

Fünfzig Jahre Carltheater.

(Fortsetzung des Aufsatzes Seite 108 und die Fortsetzung „Zeit und Leben“.)

Am 10. Dezember feiert das Carltheater in Wien, in welchem Scholz, Reismayr, Treumann, Kider, die Grobener und andre berühmte Namen außerordentliche Triumphe errangen, das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens. Der Tag wird in dem Schauspielhause festlich begangen werden, und die Bekünder dieser Feststellung sollen angenehm überrascht werden durch eine Festschrift, welche Freund und Feind dieser fünfzig Jahre eingehend schildert. Wir glauben unsern Lesern eine willkommene Gabe zu bieten, indem wir ihnen die Ansicht des Hauses, die Porträts der hervorragenden Direktoren und eine kurze Skizze ihrer Wirksamkeit bieten.

Als Direktor Carl (von Bernbrunn), der Pächter des Theaters „an der Wien“, gegen Ende des Jahres 1838 das alte Leopoldstädter Theater von dessen Eigentümer, Franz von Marinielli, käuflich erworben hatte, ließ er abwechselnd die Leopoldstädter und einen Teil seiner Wiedener Gesellschaft in diesem Hause spielen, in welchem er meist Posen, Volkstücke und Vaudeville zur Aufführung brachte, während sich das andre Theater mit seinen großen Räumlichkeiten mehr für Aufführungen und Spezialstücke eignete. Als im Jahre 1845 das Theater „an der Wien“ verkauft wurde, und Carl mit seiner großen Gesellschaft auf dieses kleine Haus angewiesen blieb, fühlte er sich benegt und unbefähigt und löste den Entschluß, durch den Bau eines neuen, den höheren Anforderungen der Zeit entsprechenden Theaters, wie er sich in einer Ansprache an das Publikum ausdrückte, „ein Wahrgeltes seines unauflösllichen Dankes zu hinterlassen“. Er trat auch bald darauf seine Vorkehrungen, am 7. Mai 1847 wurde zum letzten Male in dem alten Hause gespielt, nachdem kaum der Vorhang gefallen war, mit der Demolierung begonnen und sodann an dem Neubau geschrieben, der nach den Plänen der Architekten Van der Kull und Siccardisburg mit in Wien bis dahin unbekannter Schnelligkeit ausgeführt wurde. Bereits am 10. Dezember 1847 konnte die Eröffnungsvorstellung im neuen Hause stattfinden, welches an der Seite die folge Aufschrift K. K. PRIV. CARL-THEATER trägt. Man gab das Lustspiel „Einzeln“ von Roderich Benedix, das Vaudeville „Die Müllerin von Marly“ nach dem Französischen von Louis Schneider, und eine nach Voltaire's „Maitre d'école“ von Reffroy bearbeitete Fosse: „Die schlimmen Mütter“.

Der Julauf entsprach gleich anfangs nicht den Erwartungen, und drei Wochen nach der Eröffnung schrieb man 1848! Wien hätte nun andern Dingen seine Aufmerksamkeit zugewendet; die Theater waren leer. Direktor Carl selbst organisierte sein Personal mit eignen Waffen zur Selbstverteidigung und stellte seine Compagnie dem Gemeindevorstand zur Verfügung. Der Theaterdirektor Friedrich

Katzer vertändete hoch zu Ross unter Janjaren, daß Kaiser Ferdinand seinen Willen die Konstitution verziehen habe. Schauspielere bezogen die Wachen, und einer von ihnen, Heinrich Strampfer, fiel bei Erstürmung der Barrikade in der Jägerzeile am 28. Oktober. Erst im Herbst 1849 wendete sich das Interesse des Publikums wieder den Schauspielhäusern zu, und Direktor Carl ließ es nicht an Anstrengungen fehlen, die wieder erwachte Theatervielheit seinem Danke zu erhalten. Er hatte Glück mit den Dichtern, mit neuen Engagements, mit den Göttern, die er auftraten ließ, und als er 1854 einem Schlaganfall erlag, hinterließ er seinen Erben nahezu zwei Millionen! Carl war ein ausgezeichnete Theatermann voll edlerer Willenskraft, Schärfe, ruhiger Auffassung, scharfer Urteile, Ausdauer und Unerschlichkeit, dabei höflich und leutselig. Leider mißbräunte er nicht selten seine geistige Überlegenheit, um harmlos denkende Dichter und Künstler zu ihrem Nachtheil zu überleben.

Nach Carl's Tode pachtete Johann Reffroy das Carltheater von den Erben. Er war seit mehr als zwanzig Jahren als Dichter und Darsteller außerordentlich beliebt, und daß diese Beliebtheit noch im Steigen war, dafür sprachen die vollen Häuser. In den Sommermonaten, wenn die Künstler beurlaubt waren, ließ man illustre Gäste spielen; während der Saison wurden Volkstücke, Posen und Parodien gegeben. Ganz besonders wurden die Einakter und Solospieler begünstigt, weil man da oft Gelegenheit hatte, an einem Abende die besten Kräfte in ihren Genresleistungen zu sehen. Von hier aus nahm auch durch Carl Treumann die Offenbach'sche Operette ihren Weg über alle deutschen Bühnen. Es waren wahre Weltererleistungen sowohl in Bezug auf die künstlerischen Leistungen als auch der Anwesenheit.

Als Reffroy nach sechs Jahren von der Direction zurücktrat, war er ein reicher Mann. Er gottierte später noch bei seinem Freunde Treumann im Theater am Franz-Josefs-Canal etliche neunzig Male und starb am 25. Mai 1862 zu Graz. Reffroy hat mehr als hundert Stücke geschrieben, von denen sich viele noch heute als Jugenderbeeren bewahren, und wie er als Dichter die Schwächen seiner Zeit mit agender Ironie gefielte, so war er als Darsteller ein Satiriker ohne Gleichen. Die Directionsgehilfe bestorgten seine Regie und wohlgeschulte, ihm treu ergebenen Freunde, welche das Bureau bildeten. Reffroy setzte nie eines seiner Stücke selbst in Scene, und es ist erjaulich, daß dieser geistreichende Dichter, dieser geniale Künstler nicht das Herz hatte, den mirabellsten Schauspielern zu tabeln, auch nicht hinter deren Köden. Er war immer liebenswürdig, und im Umgang von einer ruhenden Schickternheit, wenn auch er es nicht, jemand ein Anliegen abzuhandeln.

Gustav Brauer aus Nürnberg war der nächste Pächter des Carltheaters. Er bot 40 000 Gulden als jährlichen Pacht, um 15 000 Gulden mehr, als Reffroy zahlte, und eröffnete vierundzwanzig Stunden, nachdem der Vorhang unter Reffroy's Direction zum letzten Male gefallen war, die Bühne wieder. Er mag von den besten Absichten befehl gewesen sein, aber die Sympathien des Publikums folgten dem Neutropischen Ensemble, welches fast vollständig mit Treumann's neuem Haus zog, und mit dessen Leistungen Brauer nicht zu konkurrieren vermochte. Nach achtzehn Monaten war es mit seiner Direction zu Ende. Nach Brauer verjante die Dekorationsmaler Moriz Lehmann, ein Künstler in seinem Fache, das Glück, und wenn von prächtigen Dekorationen, Wandpanoramen und dergleichen allein der Erfolg abhängige, so wäre er ihm gewiß nicht verjagt geblieben. Aber nach acht Monaten war Lehmann inwofen, und der lebenswürdige, felelsame Mensch hätte alle seine Erparnisse und mehr verloren und mühte Wien den Rücken kehren.

Ein Elementarereignis sollte dem vernünftigen Carltheater bald zu einem neuen Director verfallen. Am 9. Juni 1863 wurde das Theater am Franz-Josefs-Canal ein Raub der Flammen, und Carl Treumann pachtete nun das Carltheater, das er am 19. August mit seinem vollständigen, beliebten Personal wieder eröffnete. Er ergänzte das letztere noch durch Matras, Teweel, Johanne Gallmayer, Amalie Kraß, Friederike Kronau, Anna Müller und Frau Materna, die sämtlich rasch Lieblings des Wiener Publikums wurden. Treumann war uermündlich als Darsteller und Director. Dekorationen und Kostüme waren elegant, geschmackvoll und filzvoll, und da immer Interessantes in vorzüglicher Weise gegeben wurde und man sich vortrefflich unterhielt, gingen die Geschäfte glänzend. Um die Mitte des Jahres 1866 war Treumann directionsmüde. Er trat zurück, erschien aber 1867 achtzigmal und im Jahre 1873 fehzignmal „als Gast“ im Carltheater. Sonst spielte er nur noch für wohlthätige Zwecke und lebte als wofchhabender Privatier teils in Wien, teils in Baden, wo er am 18. April 1877 farb. Sein reges Interesse und seine Anhänglichkeit an das trübe vor ihm geleitete Theater bewies er, indem er für dasselbe zahlreiche französische Stücke und Operetten überjete und bearbeitete.

Treumann's Nachfolger in der Direction war Anton Kider, der als Mensch und Schauspieler in Wien sehr beliebt war und es auch als Director wurde. Er eröffnete das Haus am 1. September 1866 und trat am 30. Juni 1872 in den Ruhestand. Nur einmal spielte er noch für einen wohlthätigen Zweck. Kider bewies viel Geschick als Bühnenleiter; man nannte ihn wegen seiner Intelligenz und

seiner vornehmen Gebarung den „Direktor für die gebildete Welt“. Seine Keigung zog ihn zum Schauspiel und zum feinen Kunstspiel hin; als Mager Geschichtsmann pflegte er aber auch die Operette und die Wiener Pötte. Es herrschte ein guter Ton in seinem Theater, und alles atmete vornehmen Stil. Als Alder die Direktion antrat, hatte er kein Vermögen, und als er am 21. April 1884 zu Meran aus dem Leben schied, hinterließ er über 700000 Gulden, die er in nicht ganz sechs Jahren erworben hatte.

Sein Nachfolger wurde Franz Jauner, der aus Dresden von Wien nach Wien berufen war und sich als Schauspieler glücklich eingeführt hatte. Jauner führte das Theater mit ungewandeltem Programm und sekundär günstigen Erfolge. Die Operetten „Katiuka“, „Madame Annet“, „Prinz Methusalem“, „Schönwälder“, „Giroflé-Girofla“, dann die Stücke „Tricoche und Cacolet“, „Mein Leopold“, „Hermanns Löhner“, „Herrn“, „Andrea“, „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen“, „Der Kurier des Jaren“ und viele andre haben eine lange Reihe von Vorstellungen erlebt. Nach sechs Jahren trat Jauner zurück, da er mittlerweile zum Direktor des Hofopertheaters ernannt worden war.

Franz Jenke, der sein glänzendes Engagement im Stadttheater aufgegeben hatte, führte die Direktion vom 7. September 1878 bis 15. Februar 1882 mit „heissen Bemühn“, dann gab er den Kampf auf. Ein Komitee leitete die Saison glücklich zum Abschluß. Friedrich Strampfer leitete dann zum Monate.

Karl Tatarcz, der Pächter des Herkulesbades in Ungarn, ein braver Mann, der jedoch nichts vom Theater verstand, legte vom 1. Oktober 1884 bis zum 1. Juli 1887 80000 Gulden zu, dann kam Franz Steiner, der es auch nicht vermochte, das Unternehmen zu halten. Vom 1. August 1889 bis Ende Juli 1895 führte der frühere Direktor des Josephstädter Theaters, Karl Masel, einer der beliebtesten Wiener Komiker, die Direktion des Carltheaters. Er hat sich sechs Jahre redlich ergolgt, und als die Geschäfte enfielen, sich zu heben, steigerten die Hausbesitzer ihre Ansprüche, und Masel ging.

Seit dem 4. Oktober 1895 ist Franz Ritter von Jauner wieder Direktor. Er ließ das Theater mit großem Kostenaufwande neu herrichten, brachte neue Kompositionen, neue Dichter, neue Darsteller, hatte die Stücke mit vornehmlicher Beacht aus, und so läßt sich hoffen, daß das Carltheater trotz der Ungunst der Verhältnisse wieder besseren Tagen entgegensteht. Die letzten Erfolge sprechen dafür.

L. Höbner.

Wilhelm Meier v. Kiehl †.

In den Reihen der großen Historiker hat der Tod in den letzten Jahren reiche Ernte gehalten: Wintellmann, Wattenbach, Sobel und Treitschke, die Säpfter der politischen Schule, sind in ruhiger Auseinanderfolge dahingegangen, als wollte sie ein gültiges Geschick vor den Stämmen bewahren, die in der geschichtlichen Wissenschaft, welche sie so fest gegründet zu haben glaubten, anzubrechen drohen und teilweise schon ausgebrochen sind. Ihnen ist nun auch am 16. November der größte deutsche Kulturhistoriker nachgefolgt. Klügelgetreu bis zum Ende, hatte Kiehl noch für das lauzende Semester seine weltberühmten kulturhistorischen Vorlesungen angefangen, als ihn ein heimtückisches Leiden aus Krankenzimmer warf, von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, den Lebensgang des Verstorbenen, seine Thätigkeit in den Redaktionen verschiedener Zeitschriften, als Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt, als musikalischer Leiter des Wiesbadener Hoftheaters (1848 bis 1851) und so weiter im einzelnen zu schildern; desgleichen möchte ich mir eine Aufzählung seiner zahlreichen Werke ödenken; gibt es doch nur wenige gebildete Deutsche, die sich nicht an seinen feinsinnigen, oft mit einem herabgewinnenden Humor gewürzten, stets aber durch charakteristisches Zeitkolort ausgezeichneten kulturhistorischen Novellen und Erzählungen erfreut und aus ihnen

geleitet haben, während seine Studien über die „Naturgeschichte“ des Volkes und der Gesellschaft einen weit über Deutschlands Grenzen hinausgehenden, man darf wohl sagen: einen Weltlauf heissen. Zahllose Freunde hat er sich auch während seiner dreißigjährigen Thätigkeit als akademischer Lehrer erworben (1854 wurde Kiehl in die damals noch verhältnismäßig junge und wenig zahl-

als bloßes Wissen, konnte man auch Gewinn für Herz und Gemüt erlangen. Ein geradezu erschütterndes Bild hat der Verehrte in den letzten Jahren (wo er doch schon unter den Gelehrten des Alters litt, so frei und stolz er auch noch das mächtige Haupt mit den charakteristischen geistreichen Zügen trug) auf dem Ratheder. Wenn er mit leise zitternder Hand die Stahlbrille aufsetzte, das Valt zurückrückte und sein Konzept ordnete (er trug zwar fast alles aus dem Gedächtnis vor), wenn er dann anfang, mit starker, ruhiger Stimme, nie sich wiederholend, nie sich verbeugend, in gefälligen, ununterbrochenem Fluße zu sprechen, wenn dann gar noch die Frühlingssonne durch die Fenster des Saales schlich und seine Züge vergoldete, dann teilte sich etwas von der abgeklärten Ruhe des Geistes auch seinen Zuhörern mit, selbst die Stimme der Gegenwart verloren ihre Häßlichkeit im Spiegel seiner milden, portlich-kalten Aufassung und seiner klaren, gereisten Darstellung. Und erkennen mußte man vor der Fülle und Vielgestaltigkeit der Welt, die der Dichter der deutschen Geschichte in sich trug, und die sich in vielen seiner Vorträge dem verhängigen Zuhörer klar und deutlich erschloß. Man fühlte bei Kiehl immer, daß er ein Stück, und zwar ein hochbedeutendes, wechselvolles und folgenreiches Stück Weltgeschichte nicht nur miterlebte, sondern auch erstah und verarbeitet hatte. Gerade jene Partien seines Vortrages, in denen er aus dem reichen Schätze seiner eignen Erlebnisse spendete, waren vielleicht die interessantesten und wertvollsten, wie gerade hier sich auch die ganze Bucht seiner Persönlichkeit am besten offenbarte. Vor allem aber war es der erzieherische Wert seiner Vorträge, der, wie schon angedeutet, Kiehls Thätigkeit als akademischer Lehrer von unschätzbare Bedeutung erscheinen ließ; denn wohl keiner seiner Hörer konnte sich dem Einfluß seines goldenen Gemütes, seiner milden Persönlichkeit entziehen.

Viele erhofften von Kiehl eine Inbrennung seiner Studien zu einer Kulturgeschichte unzers Volkes; sie wurden enttäuscht. Vielleicht hat der Verehrte angesichts der Gegenwart, die heute die historische Forschung beherrschen, wo sich Kulturgeschichte und politische Historie gegenseitig aus bitterer Befehden und einander die Grenzenberechtigung absprenken, die Ausführung eines derartigen Werkes unterlassen. Und doch könnten gerade in diesem Punkte die Jüngeren von ihm lernen. Er hat keine Systeme mit philosophischer Dialektik ausgearbeitet, er hat auch nie jemand angegriffen und nie jemand lächerlich gemacht; aber er hat froh und freudig gearbeitet ein Leben lang, und was man heutzutage als das Neue vom Neuen auszusprechen beliebt, in schlichter, poetischer Klarheit hat er es, im Meime wenigstens, zur That zu machen gesucht: eine Lebensgeschichte des Volkes zu geben, in der die psychischen Kräfte desselben als letzte Triebfeder der individuellen Einzelercheinungen wirken.

H. von.



Prof. Dr. Wilhelm Kiehl

reiche volkswirtschaftliche Fakultät der Universität München als besondere Zugkraft aufgenommen), denn bei aller Ruhe in seinem Vortrag wußte er doch durch die Wärme, mit der er sprach, und der man es anmaßte, daß seine ganze Persönlichkeit dabei war, nicht zuletzt aber durch seinen nie veragenden Humor die Zuhörer zu fesseln; Kiehl hatte immer einen der größten Hüfale der Universität und dogierte nie vor leeren Bänken.

Es war aber auch ein hoher geistiger Genuß, Kiehl zu hören, und aus seinen Vorlesungen konnte man mehr

Anton Rubinsteins Gedenktafel in Stuttgart.

Am 30. November, dem Geburtsstage des vereinigten großen Tonsetzers, wurde an dem Hause Augustenstraße 1 in Stuttgart, das Anton Rubinsteim während des Jahres 1856 bewohnt hat, eine Bronzetafel mit seinem Reliefbildnis enthüllt. Das vorzüglich ausgeführte Werk, das die Züge des berühmten Künstlers in größter Porträtsähnlichkeit wiedergibt, ist eine Schöpfung des Bildhauers Theodor Bausch zu Stuttgart. Im Jahre 1849 dabeist geboren, heimliche Wundch die Musikschule seiner Vaterstadt und trat dann als Schüler in das Meisteratelier von Professor Johannes Schilling in Dresden ein. Mehrere Jahre war er an dessen Arbeiten beteiligt, unter anderem an denjenigen für das gewaltige Nationaldenkmal auf dem Niederwald. Nach längeren Studien und Reisen in Italien und Frankreich ließ sich Theodor Bausch dauernd in seiner Vaterstadt nieder und schuf für öffentliche Bauten wie im Privat- auftrag zahlreiche hervorragende Bildwerke. Auch andre süddeutsche Städte, wie Straßburg, Speyer, Darmstadt, Ulm, weisen bedeutende Arbeiten von seiner Hand auf. Sein jüngstes Werk ist das hier wiedergegebene Rubinsteins Reliefbildnis.



Keliefbildnis Anton Rubinsteins in Stuttgart, enthüllt am 30. November.

Von Theodor Bausch.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird hofrechtlich verfolgt. — Unannehmlicher Nachdruck: Ernst Schäfer in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — ohne Personenangabe — zu richten. Briefe und Sendungen nur: In die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.



№ II.

→ Aus Zeit und Leben. ←



Johann Sektan, 1854-1900.



Carl von Benckmann, 1847-1854.



Karl Treumann, 1863-1906.



Franz Jauner, seit 1895.



Anton Wiber, 1860-1872.



Karl Hojfel, 1889-1895.



Franz Lemel, 1879-1882.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Carltheaters in Wien, 10. Dezember 1897: Die Direktoren von der Begründung bis zur Gegenwart. 1898 (S. 79).

Festgeschenke für die Jugend aus K. Thienemanns Verlag in Stuttgart.

Im Verein mit den besten Schriftstellern und namhaften Künstlern ist es seit nahezu 50 Jahren unser Bestreben, „der Jugend immer das Beste“ zu bieten, und unsere Bücher, deren jedes sich eines von bewährten Pädagogen sorgfältig geprüften Textes und schöner Ausstattung rühmen darf, erfreuen sich darum allgemeiner Beliebtheit. Jedermann, der eine gute, mit schönen Farbenbildern geschmückte

Jugendchrift verschicken will, greife darum nach unsern Büchern. — Die meisten Buchhandlungen sind im Stande, eine reiche Auswahl davon zur Ansicht vorzulegen. — Aus Orten ohne Buchhandlung wolle man sich direkt an uns wenden.

K. Thienemanns Verlag in Stuttgart.

Für Kinder von 5-8 Jahren.



Im Puppenparadies. Eine Geschichte von den Puppenmännchen für Kinder von 5-8 Jahren von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Wilhelm Hoffmann. Elegante Gebundene. **M. 3.—**

Die liebe, liebe Großmama. Ein Unterhaltungsbuch für Kinder von 5-8 Jahren von Emma Biller. 100 S. u. 4 prächtige Farbenbilder von Fr. Berger. **M. 3.—**

Morgenstern, 100 Erzählungen aus der Kinderwelt. Für Kinder von 5-8 Jahren. 116 S. u. 4 prächtige Farbenbilder von H. Gutz. **M. 3.—**



Für Kinder von 8-12 Jahren.

Kindergeschichten. 100 kleinen Geschichten erzählt von G. Gauer. Mit 4 prächtigen Farbenbildern von H. Gutz. **M. 3.—**



Die Junghe. Eine Geschichte für erwachsene junge Mädchen von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 8 Zauberschildern von Fr. Berger. **M. 4.—**

Dreiheftige Gesamt-Zeitung. Die Erzählungen sind den Ausgaben des Kinderparadies, dem erziehlichen Jugend- und Puppenspielsbüchern abgeteilt und angefügt. — Neben acht Jahren oder außerdem jedes Heft... ist für alle geeignet, den Kindern erzählt und vorgelesen zu werden. **A. C. Lohr.** 2. u. 3. Heft. Allgemeine Zeitung. Eine einfache Geschichte der Welt. **M. 4.—**



Märchenwelt. Eine Auswahl der schönsten Märchen für die Jugend bearbeitet von Julius Hoffmann. 208 Seiten mit 4 prächtigen Farbenbildern. **M. 2.—**

Taufend u. eine Nacht. Für die Jugend bearbeitet von Paul Moris. 207 S. mit 4 prächtigen Farbenbildern. **M. 2.—**

Musaus, Märchen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Dr. M. Müller. 294 Seiten mit 4 prächtigen Farbenbildern. **M. 4.50.**

Robinsonaden. **Sigismund Rüchli** über der Land des Pacific. Nach Kapitän Marquet von Paul Moris. Mit 4 prächtigen Farbenbildern. **M. 2.—**



Der schweizerische Robinson. Nach J. S. Wied von Paul Moris. Mit 4 prächtigen Farbenbildern. **M. 3.—**

Robinson Crusoe. Nach J. S. Wied für die Jugend neu bearbeitet von Julius Hoffmann. Mit 4 prächtigen Farbenbildern. **M. 4.50.**

Für Mädchen von 7-12 Jahren.

Lidas Puppe. Wahngeschichte einer Puppe, von der sich erzählt für alle kleinen Mädchen die gern mit Puppen spielen. Von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 3.—**



Eine kleine Mutterwirtschaft. Kleine Mädchen erzählt von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 3.—**

Die Puppenfamilie. Kleine Mädchen erzählt von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 3.—**

Glückliche Ferien. Kleine Mädchen erzählt von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 3.—**

Für Mädchen von 10-15 Jahren.

Das Hausvögelchen. Eine Geschichte für Mädchen von 10-15 Jahren von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 4.—**



Die weite, weite Welt. Eine Geschichte für die erwachsene Jugend. Nach G. Gauer. **M. 4.—**

Die weite, weite Welt. Eine Geschichte für die erwachsene Jugend. Nach G. Gauer. **M. 4.—**

's Anekdote.

's Anekdote. Eine Geschichte von G. Gauer. **M. 4.—**



Die Geschwister. Eine Geschichte von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 4.—**

Unsere Aelteste. Eine Geschichte von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 4.—**

Schönstes Geschenk für die gesamte Mädchenwelt.

Deutsches Mädchenbuch.



Ein Jahrbuch der Hauswirtschaft, Erziehung und Weiterbildung für junge Mädchen. Mit Beiträgen der ersten Jugendrätinnen und Künstler, wie Emma Biller, Viktor Barthel, Marie u. C. G. Gauer, Johanna Hoffmann, M. Heber, Gertraud u. C. G. Gauer, Marie Heber, Anna M. v. Pöhlmann, F. Thoma, J. Treib, Fernand Willinger u. a.

Mittheilung ein Band von 400 Seiten mit vielen Illustrationen und 8 prächtigen Farbenbildern. Jeder Band bildet ein vollständiges Heft. **6. Jahrgang 1897 M. 6.50**

Das Deutsche Mädchenbuch bietet unsern Mädchen alles, was für die Ausbildung von Herz und Geist, für reichliche Unterhaltung gefordert werden kann. Ein edler, treuer Freund will es ihnen sein, ein lieber und liebender Berater. Das Leben's Ernst, aber auch des Lebens Problem soll ihnen vor Augen gestellt, der Sinn für Natur und Tugend, für ihre Ehre und ein freies, selbständiges Wirken gelehrt und gefördert werden. Die schönste Gelegenheit der Jugend soll ihnen aus diesen Blättern sein, aus einem reinen Spiegel entgegenzutreten. Um jeden Wunsch zu erfüllen, werden aus der Feder bewährter Autoren gegeben: Gute, formlose, natürliche Erzählungen und Novellen; heitere Aufführungen zu häuslichen Festen; Gedichte, Sprüche; Aufsätze über Kunst und Kunstgeschichte. Auch aus der Kulturgeschichte, der Weltgeschichte, der Literatur wird in angenehmer Form erzählt.

Von den besten hundert Empfehlungen können wir nur einige anführen: **Die Post, Berlin:** Mit belandeten Blätter Gebet oder Lesung zu empfehlen. **Deutsche Literaturzeitung:** Wir finden in dem letzten Bande eine solche Mannigfaltigkeit des Inhalts, denken die viele vornehmliche oder als Schand dienende Beiträge, daß wir es nicht wagen empfehlen können. **Die Post, Berlin:** Ein weiches Heft für erwachsene Mädchen, die mit offenen Augen in die weite Welt und in ihr eigenes Herz zu blicken gelernt haben. **Die Post, Berlin:** Eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 4.—**



Helene's Tagebuch. Ein Jahr aus einem Mädchenleben von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 4.—**

Hur eine Todter. Eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 4.—**

Verlust und Erlöse. Eine Geschichte für junge Mädchen von Emma Biller (6. Stuttg.-Bilder). Mit 4 prächtigen Farbenbildern von Prof. G. C. Lohr. **M. 4.—**

Die Neue Deutsche (Kunst) Zeitung schreibt: Die Jugendchriften und K. Thienemanns Verlag geben seit Jahrzehnten zum Besten, was auf diesem Gebiete erscheint. **Gehe auf nichts Gutes.**